

NR. 743—750 DEZEMBER 1926 XXVIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Georg Jahoda †

Weg damit! / Reflex der Eitelkeit / Zum Geburtstag der Republik /
Ein Bühchenstreich / Glossen / Man spürt nichts mehr /
Glossen / Das Unmögliche / Zum Schauspieler nicht befähigt /
Rachel. Von Zerline Gabillon / Liebeserklärung an Zerline Gabillon /
Notizen / Winke für die Schwangerschaft / Berliner Theater /
Inschriften / Das Hiesige / Zur Aufhebung des Fremdenverkehrs /
Kerr in Wien / Glossen / Überall erhältlich / Glossen / Ich und wir

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

Kč 20.—

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III., Hintere Zollamtsstraße 3 :: Telephon Nr. 92255

ERSCHEINT VIERTELJÄHRLICH MINDESTENS EINMAL

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

S o e b e n e r s c h i e n e n

Die letzten Tage der Menschheit

Tragödie in fünf Akten
mit Vorspiel und Epilog

Mit neu eingerichtetem Personenverzeichnis

(17. bis 23. Tausend)

✱

Broschiert Kč 55.—, Leinen Kč 70.--

DIE FACKEL

Nr. 743—750

DEZEMBER 1926

XXVIII. JAHR

Georg Jahoda

gestorben am 24. November 1926

(GESPROCHEN ZUR EINÄSCHERUNG AM 27. NOVEMBER)

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir getan.

Nein, es konnte keinen Dank geben, der nicht, verglichen mit der Gabe, den Beschenkten hätte undankbar erscheinen lassen vor sich selbst: so sehr war ich ihm vom ersten bis zum letzten Tag verpflichtet durch ein Vierteljahrhundert. Die Werkhilfe dieses Selbstlosesten, dessen Glaube an das Werk mir den Glauben an die Menschheit erhielt, sie war das trostreiche Gegenbild des Schauspiels einer Entartung, das in dem Abdruck dieser Epoche dargestellt ist. Er ist ihm, buchstäblich, bis zum letzten Atemzug gefolgt. Nie hat es in der Geschichte geistiger, nie unter menschlichen Verbindungen ein Band gegeben wie dieses, nie wird eines wieder sein wie dieses. Autor und Drucker — in einer Welt mechanisierten Daseins ferne Sphären, zu Nutzen und äußerem Zweck von einander berührt: in welcher Nähe der Blutsverwandtschaft ist hier eine Leistung gewachsen, deren Anteil und Verdienst ich für den Mitarbeiter kaum abzusondern vermöchte, weil, so nah der Autor den Wirkungen des Druckwesens, so nahe der Drucker dem Geheimnis des Worts gelebt hat. Wollte ich Beweise davon erbringen, wie hier, für den Sinn der kleinsten Letter besorgt, eine treue Seele der Ehre des eigenen Handwerks und wahrhaft dem Geistwerk des andern im Schatten diente, man würde sie weniger glauben als die Beteuerung, daß es so war. Denn es waren, tagtäglich durch ein volles Vierteljahrhundert erlebt und bestaunt, Opfergaben: über alles Maß redlichster Pflichterfüllung dargebracht dem reinsten Menschenglauben. Mag man in der Welt, die anders wertet, die Zerstörung ihrer Werte nicht als Wert anerkennen. So möge sie die Hingabe an die fremde Tat über diese stellen, den großen Beweis von Menschentum in ihr Gedenken aufnehmen, und ich werde um dieser Regung willen mit ihr versöhnt sein! Was aber könnte ich, über das Grab des edlen Helfers hinaus, Höheres zum

Preise seines Wesens und Wirkens sagen als die Worte, die ich ihm zu einem glücklichen Tage widmen durfte. Alle, die meinen Verlust mit mir teilen, bitte ich, sie wieder und wieder zu lesen, damit uns in der Trostlosigkeit vor diesem Tod, nein, in der Trostlosigkeit dieses Lebens die Empfindung nicht verlasse, das Andenken eines seltenen Menschen zu ehren. Und wenn nach allem, was dort gefühlt ist, mein Schmerz das Wort hat, welches andere könnte er haben als das des Dichters Claudius bei dem Grabe seines Vaters:

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

WEG DAMIT!

Die ihr errungnes Gut geschändet habt,
bezwungnes Böses nicht beendet habt,
der Freiheit Glück in Fluch gewendet habt;
Hinaufgelangte, die den Wanst gefüllt,
vor fremdem Hunger eigne Gier gestillt,
vom Futtertrog zu weichen nicht gewillt;
Pfründner des Fortschritts, die das Herz verließ,
da Weltwind in die schlaffen Segel blies,
vom Bürgergift berauschte Parvenüs,
die mit dem Todfeind, mit dem Lebensfeind
Profit der Freiheit brüderlich vereint,
die freier einst und reiner war gemeint —
mein Schritt ist nicht dies schleichende Zickzack,
mein Stich ist nicht dies zögernde Tricktrack:
er gilt politischem Paktiererpack!

REFLEX DER EITELKEIT

Die Welt, die im Gewande lebt,
nach Genuß und Gewinn und nach Würden strebt,
an der Macht und am Schein, an der Meinung klebt,
ihr Nichts erhebt und vor nichts erbebt
und sich dünkt der Schöpfung Scheitel —
sie sagt, weil ich sah, wie sie, diese Welt,
sich täglich mit sich zufrieden stellt
und sich weitaus besser als mir gefällt,
der sie nicht für die beste der Welten hält:
ich sei eitel.

ZUM GEBURTSTAG DER REPUBLIK

Die Republik soll ich zum Geburtstag feiern?
Daß wir sie haben, ihr beteuern?
Sie ist jetzt im Alter von acht Jahren.
Ich kannte Kinder, die begabter waren.
Es bleibt wohl die beste von ihren Gaben:
daß wir keine Monarchie mehr haben.

Ein Bübchenstreich

Gesprochen am 24. Oktober

Auf dem Berliner Polizeikongreß, durch den unserer Stadt und ihren vorbildlichen Sicherheitseinrichtungen schon durch die Wahl des Vorsitzenden alle Ehre widerfuhr, hat ein Vertreter der Wiener Polizei festgestellt, daß »der Journalist und sein oft verhöhnter Widersacher«, nämlich der Polizist, »in bestem Einvernehmen miteinander stehen«. War man nun geneigt, in dieser Anerkennung eines de facto längst gegebenen Zustands eine Stellungnahme zum Fall Bekessy zu erblicken und die Absicht einer Erklärung, wie es möglich war, daß sich die Macht des Erpressers durch Jahre schrankenlos entfalten konnte, so wurde man durch die weiteren Ausführungen des Redners eines Besseren belehrt. Er sagte nämlich, daß die Zusammenarbeit von Polizei und Presse dem »Wohl der Menschheit« diene, indem die Publizisten zu »freiwilligen Helfern« werden und so sich bald »die richtige Spur findet, die dann zu berichten erlaubt: 'Es ist der Polizei gelungen ... '«. Darin vermöchte man also keinesfalls eine Anspielung auf den Fall Bekessy zu erkennen, denn der einzige freiwillige Helfer war in diesem Falle ich, und die richtige Spur hätte dann höchstens zu berichten erlaubt, es sei der Polizei gelungen, den Bekessy nicht zu erwischen. Wenn ich dies sage, so will ich ihr freilich doch einen aktiveren Anteil an der Entwicklung der Sache zubilligen als er etwa in der Formel zum Ausdruck käme, daß es der Polizei nicht gelungen sei, den Bekessy zu erwischen. Ich möchte aber den Erfolg kriminalistischer Bemühungen überhaupt nicht so sehr in dem Resultat erblicken, daß es in der Zeitung steht, als darin, was der Polizei gelungen ist, und ich könnte mir ganz gut auch eine solche publizistische Beihilfe vorstellen, die alles das verzeichnet, was der Polizei nicht gelungen ist. Das Gebiet nun, auf dem sich die Presse der Polizei nützlich erweist, um ihr zu dem von ihr angestrebten Resultat zu verhelfen, ist nebst dem des Mordes, sofern er nicht durch eine Mobilisierungsorder bewilligt wird, das der Prostitution; an die Mitwirkung der Journalisten zum Nachweis von Erpressungen wird vorläufig noch nicht gedacht. Daß es der Presse gelingt, durch die Aufspürung und Ausschlichtung eines Mordfalls oder auch nur der Lüge von einem Mordfall die geistige Disposition zu einem weiteren Dutzend zu schaffen, weiß man und es ist gewiß erfreulich, daß die Polizei endlich die Notwendigkeit erkennt, die Attachés der Sensation, die die Untersuchung in solchen Fällen längst an sich gerissen haben, aber vom Verdienst noch immer etwas abgeben können, in aller Form zu beglaubigen. Wie vorbildlich im Sinne der polizeilichen Ansprüche aber die Presse arbeitet, wenn es Fälle von Prostitution zu fassen gilt, nämlich von der, die nicht

die Käuflichkeit des männlichen Geistes, sondern die des weiblichen Fleisches, also nur das Geschäft der öffentlichen Mädchen, nicht das der öffentlichen Herren betrifft, solches erweist eine Berliner Begebenheit, die sich knapp vor dem Polizeikongreß zugetragen hat.

Welcher Schmutzigkeit publizistische Reinemacher fähig sind, die irgendwann irgendwas von meiner Kritik der Annoncenmoral läuten gehört haben, kann der entwöhnte Blick aus einem Heft der Berliner 'Weltbühne' ersehen, der Zeitschrift, deren polemische Leistungen in Gebieten, wo den dort Nichtbeschäftigten der Eintritt verboten ist, nun schon eine stattliche Hahnebücherei füllen dürften. Da findet sich ein getreulich nachgebildeter Abriß der Masseusen— und Maniküreninserate eines Berliner Mittagsblattes, überschrieben mit den Worten »Als Freudenmädchen empfehlen sich ...«, ein Titel, welcher an sich schon die witzlose Absicht bekundet ein Metier herabzusetzen, das doch offenbar nicht nur wohltuender, sondern auch weniger gesundheitsgefährlich ist als das der Journalisten. Aber der Autor des Artikels bietet nebst seiner Enthüllung auch das überraschende Motiv, welches ihn zu ihr veranlaßt habe, indem er nämlich behauptet, er sei »von seinem journalistischen Gewissen getrieben« worden, einem der dreißig Massagesalons, die er annonciert fand, »einen Inspektionsbesuch abzustatten«. Das journalistische Gewissen — sollte es ein besseres Beispiel für einen *lucus a non lucendo* oder vielmehr für einen *canis a non canendo* geben? —, dieses Gewissen also, von den Masseuseninseraten des Berliner Mittagsblattes beunruhigt, beruhigte sich erst, als er in Anmaßung einer Funktion, die der Berliner Polizeikongreß erst später der Presse einräumen sollte, Erhebungen gepflogen hatte. Sie zeitigten ein Resultat, dessen sich kein gelernter Inspektor zu schämen hätte und über das der Polizeibericht vermutlich mit den Worten berichten würde: »Es ist der Polizei gelungen ...«, ohne aber der spannenden Entwicklung der Dinge so gerecht zu werden wie der Originalbericht des freiwilligen Helfers. Denn während der Polizeibericht die Phantasie des Lesers wie eh und je auf die Vorstellung anweist, daß sich in dem Massagesalon, den auszuheben der Polizei gelungen ist, sogenannte »Pärchen« ein »Stelldichein« gegeben haben, welches man ehemals auch *Rendezvous* nannte; während er nur hin und wieder auch dem Gesamtbild Rechnung trägt, indem Herren der Lebewelt dort ein— und ausgegangen seien oder »Damen«, zumeist natürlich in Anführungszeichen, einander die Türklinke gereicht haben — das direktere Wort »Frauensperson« habe ich ihm abgewöhnt —, liebt der Originalbericht jene plastische Herausarbeitung des Details, die, vom Einzelfall bezogen, doch das Typische zur Geltung bringt. Da ist zunächst das Gespräch mit der Geschäftsinhaberin, die mit ironischem Respekt »die Dame des Hauses« genannt wird und die ganz scheu durch den Türspalt den Besucher fragt, ob er »zum Fräulein wolle«. Sodann führt sie ihn

durch Vorhänge und Portieren und geheimnisvolle Türen in ein — zweibettiges Schlafzimmer.

Kein Zweifel, daß schon dieser Umstand allein den Verdacht erregen mußte, dem der Gedankenstrich auch beim Leser zum Durchbruch verhilft. Denn wenn im Schlafzimmer nur ein Bett gestanden wäre, so hätte der Besucher doch nicht sofort gemerkt, als was sich die Masseuse entpuppen werde, aber zwei Betten machten die Sache eindeutig. Die Dame des Hauses tat nun ein Übriges und fing zu lächeln an:

»Na, was willst du anlegen, Bübchen?«

»Anlegen — wieso? Ich wollte mir die Nägel schneiden lassen.«

»Aber Bübchen, das kannst du doch bei jedem Friseur machen lassen. Also sag: was kannst du zahlen?«

War man schon erstaunt, daß eine annoncierte Adresse ein so geheimnisvolles Entree habe, so kann man die nun verlangten zwanzig Mark wetten, daß der Dialog nicht stattgefunden hat. Die Masseuse müßte in der Verstellung, die doch erst nachgewiesen werden soll, so talentlos sein wie ein Journalist in der Erfindung, wenn sie sich durch solche Heimlichkeit des Empfangs und solche Offenheit des Gesprächs demaskieren und sich ein Geschäft verderben sollte, das immerhin auf der erotischen Illusion der außergeschlechtlichen Verrichtung beruht. Es wäre müßig, ein Reporterhirn, das den Ehrgeiz hat, ein Polizistenhirn zu sein, darüber aufzuklären, daß gerade in diesem Gebiet der Prostitution, wo der ästhetische Reizwert vor einer völligen Neutralität verschwindet, jeder andere Anspruch unbefriedigt bleiben darf außer dem der Phantasie. Gewiß, wie gegenüber aller publizistischen oder behördlichen Belastung des Rechts, nach der eigenen Façon selig zu werden, wäre auch hier ein Lebenswert zu verteidigen, der die 'Weltbühne' und ihren Inspektor einen Schmarren angeht. Doch welche Form erotischer Befriedigung immer die als Körperpflege verkappte Prostitution gewähren mag, jedenfalls ist die Untersuchung, ob hier unter Vorspiegelung falscher Tatsachen andere nicht weniger erlaubte gegeben sind, ob also die annoncierende Masseuse eine solche oder »eine solche« ist, ein weit schlimmeres Zeichen publizistischer Entartung als die Aufnahme ihres Inserats in die Tageszeitung, die wahrscheinlich nie, weder vorne noch hinten, etwas Anständigeres oder Harmloseres gebracht hat. Nicht ob die annoncierende Masseuse eine versteckte Prostituierte ist, sondern ob der redigierende Journalist nicht ein versteckter Annonceur ist, darauf kommt es uns an; und ganz gewiß auch, ob die Enthüllungen, die »ein solcher« macht, nicht unsauberer sind als das Enthüllte. Sie sind es, selbst wenn man sich in den Angelegenheiten des Liebesmarktes auf den Moralstandpunkt stellen und den steuerzahlenden Prostituierten (als solchen) eine legitime Gelegenheit des Angebots sperren wollte. Denn die Pauschalbehauptung, man habe es hier mit Prostituierten zu tun, könnte sich höchstens auf die niedrige Zuversicht stützen, daß die Angeprangerten ja doch nicht zu Gericht gehen werden. Da sie ohne Zweifel die Berechtigung zur Ausübung des Massage—Gewerbes nachweisen können, ohne die sie kaum zu annoncieren wagten, hätte es ein derartiger Ankläger, wenn er zum Angeklagten würde, nicht leicht, in jedem einzelnen Fall den ihm obliegenden Nachweis zu erbringen; es wäre denn, daß er zur schäbigen Rolle des Inspektors im Dienste einer lüsternen Leserschaft die noch schäbigere des Lockspitzels übernimmt. Doch auch im Fall des Gelingens bliebe die Denunziation von Frauen, die verhungern müßten, wenn ihnen die Polizei die Tätigkeit oder deren Propaganda verwehrte, eine Kraftleistung, die sich selbst im Land des publizistischen Knotentums sehen lassen kann. Da der Inspektor nicht davor zurückscheut, die unter dreißig Adressen angeführten Existenzen zu gefährden, so wird der Widerwille des Lesers nur durch die Hoffnung aufgewogen, daß die Polizei doch einsichtig genug sein werde, ihnen die unbezahlte Reklame der 'Weltbühne' gut anschlagen zu lassen, unter deren Lesern sich gewiß viele die Adressen herausgeschrieben haben. Warum soll die Unmoral nicht auch ein Geschäft machen, wenn für die Moral nebst der Entrüstung sichtlich die Chance bestimmend war, durch einen so pikanten Ausschnitt der Wirklichkeit Zugkraft zu gewinnen? Daß der Inspektor diese Wirklichkeit wildromantisch aufmacht, gehört zum Betrieb. Nachdem er erfahren hatte, daß die Behandlung, auf deren Art er schon durch das zweibettige Schlafzimmer hingewiesen war, »von zwanzig Mark an« koste, entfernte er sich:

Ich bin auf die Tür zugegangen. Ob ich *heil* hindurchkomme? *Ich habe nur meine Fäuste, falls hier »Büchse der Pandora« dritter*

Akt gespielt werden sollte. Aber es geht gut: die Dame des Hauses läßt mich, wenn auch wütend, unbehelligt fort.

So undenkbar es nun freilich ist, daß ein Alwa auf ihn gelauert hätte — weil die Dame des Hauses in solchem Fall doch gewiß nicht mehr inserieren könnte —, so wäre ein Hinauswurf durch einen Schigolch ganz entsprechend gewesen. Welch kühne Abenteuer doch ein Mann, den sein journalistisches Gewissen treibt, zu bestehen hat. Man denke nur: in ein »Dirnenquartier« geraten und mit heiler Haut davongekommen!

Aber der Unbehelligte, der somit bloß die Dame des Hauses behelligt hat, wird, nachdem sein Leben nebst der Pikanterie des Falles geborgen ist, sozialkritisch. Denn wenngleich er versichert, nichts dagegen zu haben, daß die Prostituierten inserieren, seinethalben auch plakatieren, ja »Listen in den Verkehrsbüros« auflegen, so könne man doch »die Sache auch anders ansehen«, und er muß daran denken, daß die Polizei diese Dinge toleriere, während sie nicht nur »alle halbwegs linksradikalen Künstler«, sondern auch »jede armselige Kuppelmutter« verfolge. Den nächstliegenden Schluß, daß solcher Wahnsinn eben zu jener Vermummung zwingt, vermeidet er und denunziert die Möglichkeit, daß sich hinter einem rechtmäßig erlangten Gewerbeschein eine Wahrheit verbirgt, die er für anstößig hält. Was aber die linksradikalen Künstler anlangt, so glaube ich schon, daß sie feigherzig genug sind, lieber in der Unterdrückung dessen, was sie Kunst nennen, als im staatlichen Boykott der Natur eine Gefahr für die Menschheit zu erblicken. Vermutlich hat solche freiheitliche Kritik einmal etwas davon läuten gehört, daß ich die Masseusenannoncen der bürgerlichen Presse mit der gesellschaftlichen und behördlichen Heuchelei konfrontiert habe, und glaubt nun, in jenen sei das Anstößige und man müsse diese darauf hetzen. Und vielleicht war in der 'Fackel' die Rede davon, daß die sittliche Entrüstung einer im wahren Sinne prostituierten Presse einem Treubruch gegen die inserierenden Inhaberinnen von Absteigquartieren und Massagesalons gleichkomme. Aber wann hätte ich je einen Zweifel darüber gelassen, daß diese die besten Originalbeiträge des Herrn Lippowitz sind und nützlichere Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft als die Zeitungsunternehmer, die ihnen Unterschleif gewähren und die sich ihren Lesern durch keinen Zweig ihrer Tätigkeit so »empfehlen« können wie durch diesen? Und stehen nicht auch sittlich die annoncierenden Kuppelrinnen über eben deren publizistischen Gelegenheitsmacherinnen, welche von ihnen Vorteil ziehen, ohne je den Zusammenstoß mit der Polizei zu riskieren, auf den jene täglich gefaßt sein müssen?

Doch von keiner höheren Moral getragen ist die Mission einer Publizistik, die Masseuseninserate kostenlos in den redaktionellen Teil übernimmt, um ihre wohlfeile Ironie an der Vorstellung zu weiden, daß auf dem größten Markt der Welt der Nachfrage ein Angebot antwortet und daß öffentliche Mädchen in einer Lage sind, in die öffentliche Bübchen so selten kommen: sich zu empfehlen. Vor allem wäre nichts in so geringem Maße beifallswürdig als die Feigheit der Bloßstellung wehrloser Geschöpfe, die wohl hin und wieder zur Peitsche greifen, um einen Kunden zu befriedigen, aber nicht mit der Waffe der Polemik hantieren können. Die ganze viehische Roheit der bürgerlichen Welt, die sich an der Prostitution zur Rache dafür austobt, daß sie ihrer bedarf; das herzbrechende Schauspiel dieser menschheitlichen Selbsterniedrigung, der kein Staatenumsturz ein Ende bereiten wird, solange Revolutionäre nur geharnischte Philister sind und Bürger mit Spieß; der ganze Exzeß der Moralbestie, so unausrottbar wie die Kriegsbestie — er findet seine Ergänzung in einer journalistischen Gewitztheit, die als fertigen Hohn die Vorstellung übernimmt, daß Freudmädchen sich zu empfehlen wagen. Aber die

Mitteilung ihrer Adressen in der Absicht der Warnung bleibt, wenn sie nicht den gegenteiligen Erfolg hat, das Stigma einer Zeitschrift, welche die Tendenz vorzeigt, in das deutsche Kulturleben das Menschentum einzuführen. Wahrscheinlich werden sich die Bürger dieser Zone auch nach hundert Jahren politischer Freiheit in den Nachtlokalen und in der Friedrichstraße nicht menschenwürdiger benehmen. Aber daß eine demokratische Zeitschrift, knapp nachdem ein deutsches Gericht erkannt hat, daß »Vollmassage eines nackten Körpers, die von einem Andersgeschlechtlichen vorgenommen wird«, Zucht- hausstrafe verdiene, solcher Infamie Opfer zutreibt, ist selbst in diesem Klima beängstigend, und die wahre Enthüllung besteht darin, daß eine freiheitliche Publizistik der Sittenjustiz Material liefert. Ein Bordell nach dem andern wird gesperrt, während die Journalisten, sooft ihre Betriebe wegen strafwürdigerer Handlungen zusammenbrechen, doch immer wieder Unterschlupf finden. Die Auspielung dieser sozialen Überlegenheit zur Verhöhnung und Gefährdung derer, die bloß körperliche Genüsse, aber weit reellere verkaufen, wird die geringe Ehre eines Berufes nicht erhöhen, der mehr von der Erweckung der Furchtempfindungen als der Lustempfindungen lebt. Freudenmädchen empfehlen sich besser als Schreckensburschen — auch wenn der Berliner Polizeikongreß, auf dem die Reklamebedürfnisse aus aller Herren Ämtern vertreten waren, beschlossen hat, sie als Organe der öffentlichen Sicherheit anzuerkennen, und speziell, der Vertreter Wiens so entgegenkommend war, die Presse als »die Führerin des Volkes« anzusprechen. Vielleicht war die Tat, mit der sich ein freiwilliger Helfer zur Inspektion von Massagesalons empfahl, der Anstoß zu diesen Ehrungen. Aber als Präludium zu den Kongreßfeierlichkeiten erschien in Berliner Blättern das Folgende:

Verzweiflungstat einer Fünfzehnjährigen. In einem großen Café am Potsdamer Platz sprang gestern nachmittag die 15 Jahre alte Alite Simon aus der Gr. Frankfurter Straße 91, die eben von Beamten der Sittenpolizei festgenommen werden sollte, von der 5 Meter hohen Balustrade in den Parterreräum des Cafés hinunter und zog sich mehrere Knochenbrüche zu. Sie wurde zur Rettungsstelle in der Eichhornstraße und von dort in das Urban—Krankenhaus gebracht. *Die Beamten hatten sich als Gäste zu ihr und ihrer Freundin gesetzt und die beiden in ein Gespräch verwickelt.* Als die Beamten sich schließlich auswiesen und sie zum Mitkommen aufforderten, beging das junge Mädchen in ihrer Angst diese Verzweiflungstat.

Warum sollte eine Journalistik, die in diesem Fall den Erfolg bloß verzeichnet und nicht herbeigeführt hat, warum sollte sie, von ihrem Gewissen getrieben und von der offiziellen Ermunterung gespornt, sich nicht fortan auch in den großen Cafés nützlich machen und unter deren weiblichen Besuchern nach solchen umsehen, die ihr der unbefugten Prostitution verdächtig scheinen? Befugt und noch aller behördlichen Kontrolle entrückt bleibt nur die der Zeitungsschreiber, und man bedient sich ihrer, um die andern zu fangen. Der Berliner Polizeikongreß hat die Wichtigkeit der journalistischen Assistenz in Fällen, die das Wohl der Menschheit betreffen, anerkannt, und man kann sagen, daß in einem Zeitalter, in dem so viele Verbrechen durch die Presse begangen oder doch angeregt werden, nichts übrigbleibt als wenigstens ihre Hilfeleistung bei der Feststellung der andern in Anspruch zu nehmen.

Diese Verbindung von Obrigkeit und Niedrigkeit, die gewiß auch einem Drang der Zeit entspricht, ist ja sichtlich der Notwehr abgerungen, in deren Zustand sich die Polizei der Kriminalität gegenüber befindet, soweit sie mit dem Werkzeug der Druckerschwärze arbeitet. Es ist ferner aus der Geschich-

te des Banditenwesens bekannt, daß sich die Verbindungen mit Funktionären oft für beide Teile als nutzbringend herausgestellt haben, und auch die Erscheinung, daß Banditen sich schließlich in offiziellen Wirkungskreisen betätigt haben, ist im Räuber— und Wächterspiel der erwachsenen Welt so notorisch wie die Wechselbeziehungen, die in korrupten Staaten zwischen Aktiengesellschaften und staatlicher Aufsicht obwalten. Was sich aber neuestens herauszubilden scheint, ist eine Verbindung von Polizei und Journalistik zur Belästigung des Privatlebens, eine gegenseitige Aushilfe, die allein schon die behördliche Toleranz gegenüber den Preßverbrechen erklären würde, welche recht eigentlich in dieser Sphäre ihren Nährboden finden. Dem Polizeibericht wie der ihn ergänzenden »Information« verdankt die Banditenpresse manchen ergiebigen Wink und vice versa, und in den Tagen, wo Moralkoller und Skandalsucht gleichmäßig gedeihen, ist die Allianz von Erpresser und Sittenpolizist nicht mehr zu verkennen. Sie wissen beide, was verboten ist; jener, der die Erlaubnis propagiert, erweitert diesem das Feld der Übertretung, dieser jenem das der Beute; Verwalter der Furcht im Felde der Lust, verfügen sie über das Fallbeil, das die Menschheit über sich aufgerichtet hat: der zuletzt doch sieghaften Erkenntnis, daß naturalia turpia sunt. Die Zutreiberdienste, welche die Presse der Polizei auf diesem Gebiet leistet, können sowohl die Form einer Entrüstung annehmen, die unmittelbar den Normen gemäß ist, wie die einer Bejahung aller Freiheit, sofern sie nur nicht einer sittlichen Geistigkeit, sondern der Gier nach Sensation entstammt. Beiden Formen der journalistischen Befassung mit der geschlechtlichen Materie, der moralistischen und der amoralischen, ist das stoffliche Behagen gemeinsam; beide kommen der Tendenz behördlicher Bevormundung des Privatlebens zustatten. Man hat der Polizei, der auf dieser Spur zu viel gelingt, manches hingehen lassen in einer Zeit, wo einen der Ekel vor der journalistischen Libertinage von dem Gebiet wichtigster Menschheitsinteressen abgerückt hat, das zwischen Sittlichkeit und Kriminalität der Tummelplatz obrigkeitlicher Lebensfremdheit bleibt; in einer Zeit also, wo als das unmittelbar ärgere Übel, eben wegen der Kompromittierung des Freiheitsbegriffs, das Dasein dieser Luderpresse beachtet werden mußte und wo man hoffen konnte, konservative Werte, Gewissen und Ehrgefühl des Staates gegen sie zu mobilisieren. Da die Polizei sich dafür entschieden hat, Huren zu verfolgen und Erpresser laufen zu lassen, da es einer außerstaatlichen Exekutive gelungen ist, dieser habhaft zu werden, da die männlichen Huren am Pranger stehen, so wird sich die kulturelle Aufmerksamkeit wieder einer Obrigkeit zuwenden können, die fortfahren würde, das Wohl der Menschheit ausschließlich durch jene Prostitution bedroht zu sehen, welche kein Machtmittel an der Hand hat, den behördlichen Eifer von sich abzulenken. Die Sympathieerklärung für das andere Gewerbe, die auf dem Berliner Polizeikongreß ausgesprochen wurde, ist gewiß ein Symptom des Fortschritts, und es mag einem Verkehrsinteresse entsprechen, daß die öffentlichen Herren nunmehr sozusagen offiziell der Polizei helfen sollen, die Schandtaten, die sie nicht selbst begehen und die ihr also nicht grundsätzlich verborgen bleiben müssen, zu »recherchieren«. Wenn sie ihr aber auch helfen werden, die Stätten, wo der Staatsbürger ein Privatleben hat, auszukundschaften, so wird die Menschheit eben frei und stark genug werden müssen, um die Kompanie unbefugter Sittenwächter aus dem Freudenhaus zu jagen, einer Gelegenheit, die erst durch solche Gäste zum Sündenpfuhl wird. Sie haben dort nichts zu suchen, wenn nicht auch sie das suchen, was sie anstößig finden. Der Herr, der, von seinem journalistischen Gewissen getrieben, einen Massagesalon kontrolliert, anstatt dort seine Nerven auf eine Art zu be-

ruhigen, die seine Leserschaft nichts angeht, ist über die Jahre hinaus, von der Dame des Hauses ein Bübchen genannt zu werden. Er ist ein Bube!

Glossen

WIEN 1927

Wir erhalten folgende Zuschrift:

»Die gefertigten Geschäftsleute der Sonnenfelsgasse im 1. Bezirk ersuchen die löbl. Schriftleitung um die Veröffentlichung eines Artikels in Ihrem geschätzten Blatte, betreffend die Prostitution in obgenannter Gasse. Mit 1. November 1926 wurden endlich die letzten Prostituierten dieser Gasse polizeilich gestrichen, *mithin von einem lästigen Übel befreit*. Da die Gasse seit Kaiser Josefs Zeiten verrufen war, bedeutete dies auch einen großen Schaden für *die umliegenden Geschäftsleute*.

Hochachtungsvoll

Franz Woinar, Cafétier; Hugo Franz, Friseur;
Th. Schöften, Wirt; Josef Rappusch, Installateur.

DAMEN DER GESELLSCHAFT

raufen sich um die Eintrittskarten zur Hinrichtung — —

DAS GIBT ES JETZT

Ein Raubtiergefrieß, und darunter:

erscheint bei seinen Tennis—Wettkämpfen jedesmal mit neuen *Modeschöpfungen*. Über diese letzte *Kreation* waren die Amerikanerinnen *entzückt* (Wide World).

Also die Sorte, die beim Anblick eines blutenden Boxers, eines toten Filmstars, eines Hingerichteten in Wollustkrämpfe verfällt. Die angetrauten Staatstrottel verrichten weiter ihre Geschäfte, unterbrechen sie höchstens, um die Illustrierten Blätter anzusehen, und schaffen es weiter.

GEBET DER DEUTSCHEN JUNGFAU

Aus den Münchner Neuesten Nachrichten':

Eine Schönheit bin ich nicht
hab jedoch ein freundlich Gesicht, viel Witz
u. Geist, auch Humor u. ziemlich dicke
hinterm Ohr. — Ich sing u. spiele gut
Klavier, schwimme wie ein Wassertier, ich
laufe gut auf Eis u. Schnee u. steig auf Berges
höchste Höh'; mich freuet sehr Natur u. Kunst,
verabscheu aber eitlen Dunst. —

Hab dunkle Augen, dunkles Haar, bin flott
gewachsen, das ist wahr; bin auch
geschäftlich tüchtig, nehm ernste Sache
wichtig. — Ich bin kath., religiös, 26 alt u. nicht
nervös, leg Wert auf gut Gewand, zum Ekel
ist mir öder Tand. — Ich hab Geschick
zum Kochen, Nähen u. möchte jetzt den Mann
erspähen, der gerade so wie ich, ein warmes
Nest ersehnet sich, ein glücklich
deutsches nettes Heim, das nie mehr
gehet aus dem Leim. — Auch Ein-
heirat in Vaters Geschäft, das brillant
geht, wär mir recht. — Ich hab ein Haus u. auch
ein Geld, das Nötige für diese Welt.

30—33 sei der Herr, bevorzugt Akade-
miker, Dr. jur. u. rer. pol. findet sich
am Ende wohl. — Er sei kath. u. gesund,
von bestem Ruf u. nicht zu rund; ca. 1.70
in der Höh, mit oder ohne Portemonnaie.
— Ausschlaggebend kann allein, nur gegenseitige
Neigung sein. — Ausführliches mit Bild (retour)
erbeten unter A Z T 324825 an die Münchner
Neuesten Nachrichten. Diskretion beider-
seitig Ehrensache.

Auch meinerseits.

UNTER WEHRWÖLFEN UND WIKINGERN

Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, hatte am Dienstag *wohl doch* den größten Abend seiner Ortsgruppe Dresden. Der Saal des Vereinshauses war *verknäuel*t mit Menschen, Feldgrau beherrschte das Bild; Stahlhelmkameraden, *Wehrwölfe*, *Wikinger drängten durcheinander*, und im heißen Luftzug des mächtigen Raumes *schwankten* die schwarz—weiß—roten Fahnen *leise*. Admiral Scheer wird sprechen — das ist die große Verheißung für die Versammlung.

... Prachtvoll ist der Spielmannszug der Ortsgruppe; *die Burschen stehen wie aus Erz gegossen*, beim Spiel ist jede Bewegung *schärfster Drill* ... *leise* spielt die Musik dazu: »Ich hab' mich ergeben«. Hauptmann Hauffe schüttelt jedem die Hand. Zwei Armeemärsche der Stahlhelmkapelle *donnern* noch durch den Saal. *Nun ist der Augenblick da*.

Admiral Scheer *steht allein* auf der Rednerbühne.

Ein ungeheurer Beifall, mit jubelnden Zurufen, setzt in diesem Augenblicke ein und nimmt minutenlang kein Ende. Der Sieger vom Skagerrak scheint zuerst betroffen, dann erhellt sich sein Gesicht, *ein seemannsmäßiges Schmunzeln* erscheint darauf; *er freut sich*. -. Nichts von der *humordurchmischten Aristokratie* Lettow—Vorbecks; im blauen Zivilistenrock steht er *klein und stämmig* vorn, phraselos in Rede und Handlung; *mit seeluftgeschärftem Auge* aus einem breiten, zwar energischen, aber gutmütigen Gesicht schauend; und *bald ganz in seiner Aufgabe aufgehend, so daß seine Hände unabsichtlich über den Rock streichen, seine Beine hin und her die Stellung verändern*.

*Das ist kein Mann, der feiern durfte ; der
gehört noch mitten ins Leben hinein.*

In schlichtester Erzählung, *gleichsam du zu du*, entrollt er sein Kriegsgeschick ... Als Scheer Januar 1916 dem Kaiser Vortrag hält »so kann es nicht weitergehen«, und der Kaiser zustimmt, daß die Engländer angegriffen werden können, aber mit dem Beding, daß »nichts Wesentliches passiere«, schlägt Scheer sofort ein. *Denn entweder* kommt man von dem Zusammenstoße *nicht wieder zurück — dann schadet's nicht, daß man sich geirrt hat*; oder man beweist eben, daß nichts passiert ist. *In dieser Bemerkung steckt der ganze Mann.*

Skagerrak

Es steigt *grollend und meerüberqualmend* und feuerzuckend herauf, für denjenigen, der die Schlacht aus gefühlsheißen Schilderungen kennt. Scheer weiß davon nichts, weil sich ihm, als Oberbefehlshaber, *die Geschehnisse nicht in ihrer Dämonie, sondern allein in ihrer Verwertbarkeit offenbaren*. In knappen Umrissen schildert er die Schlacht. Eindrücklich spricht er vom *herrlichen Gewitter der deutschen 30.5—Granaten, unter denen die Schiffe wie Holzstücke auseinanderkrachen*. Als die Meldung nach unten gegeben wird, daß Indefatigable zersprungen ist, *grollt* aus den Heizräumen *ein heroisches Hurra* herauf ...

Scheers letzte Worte *atmen zornige Bitterkeit*.

Das spricht der Mann, der sein Lebenswerk *an der Krönung sah*. Felsenfest durchdrungen: wir *hätten* gewonnen! Aber wir sind besiegt worden, »weil wir (*drastisch*) so dämlich waren, am 11. November die Waffen wegzuwerfen« ...

Deutschland muß leben!

Damit verneigt er sich ... Umhüllt, umtost steht er minutenlang, und wieder *steigt die Freude zu seinem Mund*. Ein dreifacher Heilruf grüßt

den Führer.

DIE ANEKDOTE

Unter dem Titel »Nachkriegsgreuel« zitiert die 'Arbeiter—Zeitung' aus einer Zeitung des Rheinlandes »Feldgraue Erinnerungen«:

Der Engländer

Der Hotzenloisl hat alleweil Hunger.

Und wenn der Loisl Hunger hat, dann ist er imstand und schießt — sich einen Engländer, der etwas unvorsichtig als vorgeschobener Grabenposten aus der Deckung lugt.

»Krach piff!«

Der Engländer liegt. Und der Loisl setzt über spanische Reiter und Trichterfelder weg und holt sich dessen wohlgefüllten Tornister.

Im Graben kramt er aus: Brot, Konservenbüchsen, Schnäpse.

Neidvolle Augen umlauern ihn. Sagt der Bachlmuck, der auch alleweil Hunger hat: »Geh, weiter, laß mich doch auch mithalten.«

Sagt der Loisl saukalt: »Könnt' mir einfallen ... Schieß dir selber einen!«

Und bemerkt dazu: .

Der schmockische Erdgeruch, der der Anekdote entströmt, befreit die deutschen Krieger von dem Verdacht, daß sich unter ihnen dergleichen zugetragen hat. Der Widerwille, den sie hervorruft, kann nur diejenigen treffen, die mit solchen Erfindungen den Kriegsgreuelgeist pflegen wollen, natürlich zur höheren Ehre der Monarchie.

Dazu ist erstens zu sagen, daß der Titel falsch ist, da es sich um recht-schaffene Kriegsgreuel handelt und »Nachkriegsgreuel« sich höchstens auf Begebenheiten aus der Zeit beziehen könnten, wo dieselben Leute, die soeben in der Sphäre des »Abschießens« gevöllert hatten und am Blutbetrug beteiligt waren, sich auf den Raub umstellten. Zweitens haftet der Anekdote kein schmockischer Erdgeruch an, sondern der unverfälscht bajuvarische, und es wird kaum möglich sein, die deutschen Krieger von dem Verdacht zu befreien, daß sich unter ihnen dergleichen zugetragen hat, da unter den unzähligen Tatsachen entfesselter Bestialität in allen Kriegslagern vom ersten Tag ihres Ausbruchs an gerade das »Abschießen« auf bayrischer und österreichischer Seite eine Hauptrolle spielte. Wenn sich die Gesinnung, die dergleichen nicht nur preist, sondern ihm eine humorige Seite abgewinnt, durch zehn Jahre nach Kriegsschluß erhalten hat, so kann man wohl ermessen, wie tief sie in der Stimmung jener Tage verankert war. Erfunden ist an der Anekdote höchstens das Greuel der pointierten Fassung, nicht der Gefühlsinhalt: die mechanische Bereitschaft des Mordens, sei es im Dienst der vaterländischen Phrase oder des durch sie verursachten Hungers; und wenn die Pointe diesen Inhalt herausarbeitet, so wird sie dem psychischen Sachverhalt der damaligen Situation durchaus gerecht, der spontanen Verwandlung des Spießers oder gemütlichen Trottel in eine saukalte Bestie. Drittens aber ist es völlig falsch, zu meinen, daß der Widerwille, den die Anekdote hervorruft, bloß eine politische Tendenz gegen die militärisch—monarchistisch orientierten Erfinder habe. In Wahrheit ist die Publikation, ob sie nun eine wahre oder eine zufällig erfundene Begebenheit betrifft, ein kulturelles Symptom von außerordentlicher Bedeutung und der Widerwille richtet sich leider gegen eine Nation, in deren Sprache derartige Reminiszenz und vor allem das Behagen an ihr möglich ist.

Denn völlig undenkbar wäre, daß heute in einem Ghurka—Blatt eine Bluttat von damals in der Perspektive eines »Gut gegeben« der 'Fliegenden Blätter' erschiene und daß Farbige, ohne auch schamrot zu werden, mit Schmunzeln bei der Erinnerung an das Abenteuer ihrer Hützenloisl und Bachlmuck verweilten. Vor solcher Saukälte ginge ihnen denn doch ein Schauer über den Rücken, den die Feldgrauen noch heute nicht spüren. Dagegen scheint also kein Umsturz etwas zu vermögen, und es setzt schließlich eine kulturhistorische Anekdote ab, die den andern beliebten Titel führt: »Immer derselbe«.

DER GANZE URGROSSPAPA

... Oberst Wolff erklärte, daß die *Zukunft* eine volle gerechte historische Würdigung Franz Josephs bringen werde; zweifellos sei aber der Kaiser in seiner Würde und *Vergangenheit*, mit der er bis zu seinem letzten Atemzuge die monarchische Idee verkörperte, von keinem seiner gekrönten Zeitgenossen übertroffen worden.

Was aber die Gegenwart betrifft:

... der legitime Nachfolger Otto, durch harte Schicksalsschläge auf das dornenvolle Amt einer Monarchie vorbereitet, *gleiche Franz Joseph in harter und strengster Pflichterfüllung*.

DER BUNDESPRÄSIDENT

hat an die englischen Hoteliers die folgende Ansprache gehalten

Es gereicht mir zur großen Freude, Sie heute hier in einem Raume begrüßen zu können, der historische Bedeutung hat. Hier fand nämlich der Wiener Kongreß statt, der für ein bis zwei Generationen für die Verhältnisse Europas bindend war. Sie haben uns das Vergnügen gemacht, durch längere Zeit in Wien und Umgebung zu sein. Glücklicherweise waren Sie auch zum Teile vom Wetter begünstigt. Sie konnten also sowohl Wien wie die Umgebung einigermaßen kennenlernen. Leider konnten Sie jedoch nicht auch unser Hochgebirge besuchen, Sie wären sonst zu der Überzeugung gekommen, daß wir von der Ebene angefangen bis zu den Gletschern eigentlich alles in unserem Lande vereinigt haben, was Naturschönheiten anlangt. Sie werden auch gesehen haben, daß Wien eine alte Kulturstätte ist, und erfahren haben, daß unser Volk musikalisch begabt ist. Sicher werden Sie auch einiges gefunden haben, was einer Reform bedürftig ist. Ich hoffe zuversichtlich, daß wir diese Mängel in kürzester Zeit werden beseitigen können, so daß Sie, wenn Sie uns wieder das Vergnügen Ihres Besuches machen, in dieser Hinsicht keine Kritik zu üben haben werden. Ich bin sehr erfreut, hier Engländer begrüßen zu können. Sind wir doch —

das Volk der Grüßer, für das nun ein Generalgrüßer »Beehren uns bald wieder!« sagt und was dazu gehört oder mit einem Wort: »Djehreguntag-zwintschtikstianschanistadienerntenehoachtungkomplimentandersmalwieder!« Ich kannte einen Grüßer, der, wenn er feierlich dem Tisch nahte, dem Todesengel gleichend, ganz dieselbe Ansprache zu halten pflegte, angefangen

von »Es gereicht mir« bis »Sind wir doch«. Gleichwohl würde ich zögern, mich von Sukfüll regieren zu lassen. Franz Joseph, wenn er überhaupt ein paar hundert englische Hoteliers auf einmal vorgelassen hätte, hätte sich kürzer gefaßt und einfach »Es war sehr schön« gesagt. Freilich hat Hainisch wieder vor ihm voraus, daß er keinen Weltkrieg mit den Worten einleiten wird: »Das kann schön werden«.

VERWENDUNG VON FREMDEN

E [Die schwedische Nationalmannschaft bei »Farina Gegenüber«.] Während ihres Aufenthaltes in Wien anläßlich des Ländermatches Schweden gegen Österreich besuchte die schwedische Nationalmannschaft in Begleitung schwedischer und österreichischer Funktionäre am 8. d. nachmittags die Wiener Niederlassung der wegen ihrer besonders erquickenden Wirkung vor und nach sportlichen Leistungen in Sportkreisen mit Recht äußerst beliebten und bekannten Kölnischwasser—Originalmarke: Johann Maria »Farina Gegenüber« dem Jülichs—Platz. Die zahlreichen Gäste, unter denen sich auch Redakteur Torsten Tegner vom »Idrottsbladet«, Stockholm, samt Gemahlin und Bundeskapitän Hugo Meisl befanden, besichtigten mit großem Interesse den Betrieb, den sie, in seinen Einzelheiten beobachtend, rückhaltlos lobten. Besonderes Interesse erweckte die notariell beglaubigte Urkunde über das Alter der Firma, welche im Jahre 1709 zu Köln am Rhein gegründet wurde. *Vor der Abfahrt erhoben sich die Gäste in den Autos und brachten als Dank und Anerkennung das vierfache schwedische »Hurrah« auf »Farina Gegenüber« aus.*

WIE BITTE?

Paneuropa wird in Wien gut aufgenommen. Die feenhafte Szenerie, die die Kunst Remigius Geylings den Besuchern des Kongresses bei der zu seinen Ehren für den gleichen Zeitpunkt anberaumten Aufführung des »L'Aiglou« auf der Bühne bereits bewundert hatten, bot sich ihnen gestern im Original dar.

Wenn sie sich in *der* Sprache verständigen können, dann ist die Sache gemacht.

HEIL DER MENSCHHEIT ODER DRUCKFEHLER?

... Die europäische Frage ist aufgerollt, sie wird viele Phasen durchlaufen, aber die letzte dieser Phasen ist ihre Lösung: die Verwirklichung Paneuropas.

PA NEUROPA

wurde zum Schluß von Herrn Rickelt repräsentiert, der als Interessenvertreter der deutschen Schauspieler und Autor bei Berliner Revuedirektoren im Namen der Internationalen Schauspielerorganisation den Kongreß begrüßte und erklärte, *die Schauspieler fühlen sich als Priester der großen Dichter aller Nationen.*

Gehst denn nicht.

WAS HAT ER DENN

Sonntag wurde auf dem Zentralfriedhofe für den vor Jahresfrist verstorbenen Hofschauspieler Karl *Baumgartner* ein von seinen Kollegen gestiftetes Grabdenkmal enthüllt. Hofrat Albert *Heine* hielt dabei eine Gedenkrede ...

»Zu einer Zeit wie dieser«, sagte Heine, »da *Völker eines anderen Erdteiles* im Bewußtsein ihrer wirtschaftlichen Wucht und ihrer aus einem glücklich für sie verlaufenen Kriege sich vermessen (?), die Bewohner des *zermürbten, geknechteten, verarmten und zerschundenen Europa* auf ihre Scheinkultur ¹ als auf etwas Beseligendes, Erstrebenswertes hinzuweisen — eine Scheinkultur, die es ermöglicht, daß ein *Gladiator*, der einem anderen Gladiator *ein Auge aus— und ein paar Zähne eingeschlagen hat*, zum Ehrenbürger einer Weltstadt ernannt wird — in solcher Zeit soll uns ein Blick auf diesen schlichten Stein und die Erinnerung an den, der darunter schläft, unser heiligstes Gefühl für Rang und Bedeutung stärken und uns ermutigen, *solchem Ansinnen* mit der überlegenen Geste der wirklich Kultivierten zu begegnen. *Zu einer Zeit*, da anderwärts zum heiligen Dienst an unserer größten Dichter Wort und Werk aus allen Himmelsrichtungen *die gerade Disponiblen* sich zusammenfinden, um, *nach* flüchtiger gegenseitiger Bekanntschaft und *nach* ebenso flüchtiger oberflächlicher Arbeit, *nach* wenig Wochen *nach* allen Himmelsrichtungen wieder auseinander zu streben und zu verschwinden — *in solcher Zeit* soll uns ein Blick auf dieses einfache Zeichen brüderlicher, durch gemeinsame Arbeit immer wieder frisch genährter und bewährter Lieb' und Treu' stark machen und uns befähigen, gegenseitig zarteste Rücksicht, wechselseitig lautere Hilfsbereitschaft und all die Liebe zu— und die Treue gegeneinander walten zu lassen, die nötig sind zu wirklich fruchtbringender gesegneter Arbeit in unserer Kunst.«

Trotzdem denke ich gern an die Zeit zurück, wo wir, lange vor jenem Unheilschaos, das einer Büchse der Pandora entsprang, diese aufführten.

1 Ein prophetischer Blick auf unsere Zeit, in der eine Straßenräuberideologie der arabischen Wüste großzügig gefördert und **anerkannt** wird.

VON WEM IST DAS?

Lulu selbst erliegt jedoch dem *Bauchaufschlitzerich*, dem Jack the ripper, im Dachverschlag, zu London.

Also ich will nachhelfen; es steht in IV. Und wenn man's noch nicht erraten hat — was ist Wedekind?

Ein Anordner. Nicht irgendein *Drauflosbrüllerchen*. Nicht ein *bumssendes Hohlkopfen*. Nicht einer, der *Ungestuftes hinpatzt*, alles im gleichen *Klamauk*. Nicht ein kümmerlicher *Diadoche*.

UND VON WEM DAS?

Nun sind die Kammerspiele wieder geöffnet.

Der neue Direktor begann mit »Faust«. Nicht mit dem von Goethe. Das wäre viel zu hoch gegriffen. Also unmöglich.

Es war der »Faust« von Lenau. *Ja!* Wirklich und wahrhaftig von Lenau. Das war viel zu weit abseits gegriffen. Und es wurde nur schwer möglich.

Lenaus »Faust« ist gar kein Drama. Eher eine Mischform von Epos, Dialogen und Phantasien. Mit sehr schönen, manchmal tiefen ... *ach was*, soll man den längst zur Klassik eingegangenen Lyriker Lenau heute kritisieren? — —

— — In der Rolle des Königs glaubte ich an Herrn Wittmann Charakterisierungsgabe zu merken. Aber er hatte kaum zwei Sätze zu sprechen. Und vorher, als Wagner war er nur korrekt. Dann sieht man noch ein paar hübsche Mädchen. Was sie künstlerisch können, läßt sich nicht einmal ahnen.

Und so geht das weiter. Wenn ich den nur etwas ausbauen und vertiefen könnte! Gleich darunter schreibt er einen Brief an Frau Anday, die sich bei ihm beklagt zu haben scheint, daß er sie als Prinzen Orlofsky übersehen hat. Er gibt es zu und entschädigt sie, indem er sie mit einer Pfingstrose vergleicht und sich mit Gott, der auch nicht objektiv sei und es niemals gewesen sei.

Und er hat schon oft *an* seine Lieblinge vergessen.

Aber wenngleich das Gott bestimmt nie passiert ist, so weiß man doch wohl jetzt, von wem es ist.

FALLS MAN ES NOCH IMMER NICHT WISSEN SOLLTE

Das Defizit von Salzburg:

Ist der Verlust wirklich so groß?

Na, immerhin hundertvierzigtausend Schilling. *Also gerade genug!*

Reinhardt betreffend:

Gegen Reinhardt ließe sich ja mancher Vorwurf erheben. *Ach Gott, ja!* Aber das gehört auf ein anderes Blatt ...

In dem es nie erscheinen wird.

Wen aber trifft die Schuld?

Lieber Himmel, von Schuld oder Verschulden kann keine Rede sein.

Da denkt wohl stolz jeder Leser: Der schreibt, wie ich red! Vollends, wenn er zu der Stelle kommt, wo es von der Festspielgesellschaft bündig heißt:

Sie *braucht nicht verzweifeln* und tut es auch kaum. Man wird sie schon nicht im Stich lassen.

Ob aber nicht der Leser, der so redt, vielleicht doch besser schreibt?

Das steht ... *außer jeden Zweifel*.

WORAUF HERAUF?

Übrigens beruft sich Felix de Goyon auf zwei materielle Beweise: die Türe der Wohnung des Mario war offen geblieben, mit keinem Schlüssel von innen verschlossen, *worauf man darauf folgern kann*, daß, jemand die Wohnung nach dem tragischen Ereignis verlassen hat ...

Es ist völlig unvorstellbar, daß selbst die, die es schreiben, es sprechen könnten, wenn sie es einander nur erzählten. Die Zeitungssprache ist bereits unter dem Niveau einer Kaffeehausdebatte von Turfschlieferln angelangt.

DIE ANALPHABETYAREN

wirken noch und wenn ihnen schon die deutschen Wörter Fremdwörter sind, so gehen sie mit diesen vollends wie's Kind im Feindesland um. Zuweilen aber entstehen da doch Neubildungen, die nicht uninteressant sind und entschieden einen Zuwachs für die Zeitungssprache bedeuten. Da hat Herr Sternheim, also ein Mann, der als sprachlicher Verführer schon manches auf dem Kerbholz hat, aus dem Gefühl der Zurücksetzung an Herrn Reinhardt einen Tadelbrief geschrieben, und über diesen wird gesagt:

Reinhardt stört Herrn Sternheims *Rässonement* wenig.

Was das Deutsch betrifft, so ist Reinhardt hier eher der Akkusativ. Was das *Rässonement* anlangt, so ist es eine in der Natur selten beobachtete Verbindung aus einem *Rässonement* und einem *Ressentiment*, hervorgegangen aus der schöpferischen Situation des Zweifels, in der der Autor mit beiden vorliebigegenommen hat. Ein Zwillingsspaar, vermutlich entstanden durch Siambiose. Ganz so ist's mir ja mit dem Wort *Analphabetaren* geglückt, durch das ich auch im Zweifelsfalle zwei Fliegen mit einem Schlag am Leben erhalten habe.

VORSICHT MIT METAPHERN!

Immer wieder passiert es, daß bei unvorsichtigem Hantieren mit Metaphern Unheil angerichtet wird, ganz wie mit dem Revolver. Ein Journalist spielt damit, ohne die geringste böse Absicht, und ehe man sich's versieht ist ein Unglück geschehen. Man liest ferner immer noch von explodierenden Kriegsandenken, und so wirkt auch die Katastrophe der 'Stunde' weiter fort. Unfehlbar passiert so etwas, wenn »die Moralisten«, die sie ja wahrlich verschuldet haben, Mores gelehrt werden sollen.

Der Moralist versteht nie die *Gebundenheit* des Menschen; er, der ihm besondere Fesseln anlegen will, merkt nicht, daß sein Gegner schon *andere Ketten* trägt.

Man soll mit Vorstellungen wie »Gebundenheit« und »Fesseln« nicht spielen, zumal wenn an den anderen Ketten schon ein Ehrenzeichen der Republik hängt. Gleich wird ein Malheur geschehn:

Dabei *irrt* der Moralist *immer im Gebrauch seiner Waffen*; er *will zum Beispiel Fische mit Pfeilen töten und Vögel mit Netzen fangen*. Und wenn *es nicht so geht*, dann sind nie *seine mangelnden zoologischen Kenntnisse* daran schuld.

Aber was tut Gott, es geht so. Nämlich Haifische fängt man nicht mit dem Netz, sondern besser mit Harpunen, während es sich keineswegs empfiehlt, Schwalben, die von Ast zu Ast hüpfen, mit Pfeilen zu stechen. Auch Nachtigallen sollen schon ins Garn gegangen sein, während feine Hechte gespießt zu werden pflegen. Dagegen wäre es gewiß ratsam, den Moralisten darauf aufmerksam zu machen, daß zum Beispiel Fische nicht mit Leim und Vögel nicht mit der Angel zu fangen sind; aber das tut er ohnehin nicht. Er ist dazu viel zu praktisch veranlagt, dieweil Amoralisten, die überhaupt vom Pech verfolgt werden, gerade wegen der starken zoologischen Beschlagenheit straucheln können. Wer so reich an Einfällen ist, daß er sich ihres Zustroms nicht erwehren kann, und zu Metaphern inkliniert, irrt manchmal in deren Gebrauch. Es sollte eine der vornehmsten Aufgaben der Redaktionskonferenz sein, hier zügelnd einzugreifen, damit die Lokalchronik nicht vollends zur Unfallschronik entarte.

DIE MAUTNER NICHT VERWECHSELN!

Maximilian *Mautner*, der Besitzer der Herrschaft Feistritz, am *Wechsel*, welche er aus dem Nachlaß des Fürsten Sulkowski erwarb und mit großen Kosten zu einem Museum umgestaltete und der zugleich der Chef des bekannten Wiener Bankhauses Alois *Mautner & Co.* in Wien, I., Wallnerstraße 2, ist, bittet uns, um weiteren *Verwechslungen* vorzubeugen, festzustellen, daß er mit dem früheren Großaktionär der Neuen Wiener Bankgesellschaft, welche inzwischen in Liquidation getreten ist, Herrn Stefan *Mautner*, der ebenfalls eine Herrschaft in Feistritz besitzt, weder verwandt noch identisch ist. Die mehrfach zum Verkauf angebotene Herrschaft Feistritz ist daher mit dem Schloß Feistritz am *Wechsel* des Herrn Maximilian *Mautner* nicht zu *verwechseln*.

Aber was nützt das alles — wenn einmal die Mautner und Wechsler aus den Tempeln und Schlössern vertrieben werden, wird doch wieder ein Durcheinander einreißen.

DIE RENNER NICHT VERWECHSELN!

Im Finale des zweiten Aktes stimmt Herr Renner als Notar Falke das »Brüderlein ...« an, diese bezaubernde Melodie des Trunkenseins, des sachten Abgleitens der Erdschwere, der völlig befreiten, leichten Bereitschaft zu Tanz und Sinnenlust. *Karl Renner macht das vorzüglich*, er ist unwillkürlich die Figur, die er darstellt, ein durch Wein und Weiber erlöster Bürgersmann, ein No-

tar, der zu singen anhebt, wenn er getrunken hat, ein Mensch, der auch ebenso im Publikum sitzen könnte ...

VERWÜNSCHTE NAMENSGLEICHHEIT

und in einem Fall, wo eine Verwechslung total unmöglich ist, geht sie mir umso näher. Ob ein Großkapitalist, der in Tirol Schlösser besitzt und in Berlin während der Inflation vierundzwanzig Häuser erworben haben soll, aufhört, Landeshauptmannstellvertreter und Parteigenosse des Herrn Eldersch zu sein, berührt mich wenig. Aber ich würde wünschen, daß er aufhöre, Franz Gruener zu heißen. Daß er so entgegenkommend ist, sich mit ue zu schreiben, genügt zur Not dem Auge, aber das Gehör erschrickt, wenn es den teuren Namen, in dessen schmerzlichstem Gedenken »Die letzte Nacht« entstand, in Verbindung mit deren Hyänenmotiven empfängt und mit der schmachlichst Grimasse zum sozialistischen Gedanken. Nicht der absurde Einzelfall, doch die Selbstverständlichkeit, mit der er, lange vor der christlichsozialen Enthüllung landkundig, sich ausleben konnte, ist das Grausige. Derartige Enthüllungen verlaufen sonst unblutig, da die Maße des politischen Skandals in Österreich offenbar durch die Gegenseitigkeit des Wissens bestimmt sind. Hier nun hat man den Eindruck, daß die Ration überschritten wurde, und die Konsequenzen dürften nur durch das Vertrauen in die umfassendere christlichsoziale Unsauberkeit zu bannen sein. Bleibt aber nicht, selbst wenn sämtliche Dechanten Börsenjobber wären, die Gestalt dieses einen Proletarierführers, der sich mit seiner Gemahlin im Kostüm der Ritterzeit an die Fassade seines Besitzes heftet und für dieses Bedürfnis der sozialistischen Theorie neues Blut zuführen möchte; der sich einem Faschistenhauptmann wegen eines Schloßhandels anbietet und mit dem die Landespartei daraufhin Burgfrieden schließt — bleibt er nicht das ärgere Greuel vor dem Herrn? Der Kunstsammler, der während des Kriegs mit einer Dekoration in den interessanten Blättern konterfeit erschien und nach Friedensschluß viele Schätze erworben hat, will dorthin, von wo ein Kunstforscher nicht mehr zurückgekehrt ist. So besteht immerhin Hoffnung, daß sein Name zwangsweise italienisiert wird.

Man spürt nichts mehr

Zu den österreichischen Möglichkeiten gehört nicht der »Fall Eisler«, nicht daß ein sozialdemokratischer Politiker Advokat der steirischen Landesregierung ist, sondern daß es überhaupt eine Debatte darüber gibt, ob der Advokat der steirischen Landesregierung als Ankläger oder Richter gegen seinen Klienten im parlamentarischen Untersuchungsausschuß auftreten kann. Mit einem der stärksten Beweise für die moralische Novokainisierung¹ unseres öffentlichen Lebens, dank welcher man überhaupt nichts mehr spürt, hat sich ein bürgerlicher Berufsgenosse in die Debatte gemischt. Nachdem er darzutun versucht hat, daß der verpönte Zusammenhang »im Bewußtsein des Dr. Eisler nicht vorherrsche«, da dieser »schon einige Jahre vor der Zentralbankaffäre« das war, was er schon damals nicht zu sein hatte, nämlich Vertreter der steirischen Landesregierung, sagt er:

1 Novokain - Procain, ein lokales Betäubungsmittel

Aber abgesehen davon, soll hier *mit aller Offenheit* auf den Kern der Sache wegen ihrer Wichtigkeit eingegangen werden. *Es hieße sich blind stellen*, wenn man verkennen würde, daß das recht-suchende Publikum sehr häufig *prominente Politiker oder sonst einflußreiche Persönlichkeiten* als Rechtsanwälte aufsucht. Das *Motiv* wird in der Regel der Fälle *verschwiegen*. Und so müßte der Rechtsanwalt, wenn man das Gebot der Feinfühligkeit so weit treibt, von vornherein jeden Klienten ablehnen, wenn der *entfernteste Verdacht auftaucht*, daß bei der Wahl des Anwaltes auch der Einfluß, über den er verfügt oder an welchen der Klient glaubt, eine Rolle spiele ... Wenn beispielsweise zu einem *früheren Staatsanwalt oder Verhandlungsleiter*, der sich dem Anwaltsstand zuge-wendet hat, ein Klient kommt, so *mag* die Hoffnung auf den beson-deren Einfluß des früheren Funktionärs *mitspielen*.

Hier dürfte ein unisonores »Nu na nicht!« aus den Kreisen der Klienten, Advokaten und »früheren Funktionäre« die Lektüre goldener Worte unterbrochen haben.

Das ist *sicherlich kein Grund* für diesen Funktionär — wenn er nur nach Riecht und Gesetz vorgeht —, die Vertretung *zurückzulegen*. So wagt auch im vorliegenden Falle niemand zu behaupten, daß Dr. Eisler durch die Vertretung der steiermärkischen Landesregie-rung in rein formalen Rechtssachen sich in seiner politischen Tä-tigkeit habe beeinflussen lassen, es ist *deshalb* geradezu das Ge-genteil erwiesen.

Wieso »deshalb« geradezu das Gegenteil erwiesen ist, ist nicht ganz klar. Aber wenn es der Fall wäre, so hätte der Advokat die Erwartungen des zah-lenden Kunden enttäuscht, und die Moral, die auf Treu und Glauben selbst in einer Sache beruht, wo es sich dem Kunden mehr um den Erfolg als um das Recht handelt, kann es immerhin noch mit der Moral aufnehmen, die von sol-cher Hoffnung, welche mitspielen »mag«, profitiert. Es ist dieselbe Zweideu-tigkeit wie mit der »vom Inseratenteil unabhängigen« Presse, die Zetermordio schreit, wenn ein Filmunternehmer den Inseratenvertrag kündigt, weil die le-gitime Absicht in der er ihn schloß: sein Geschäft zu fördern, durch die redak-tionelle Kritik aufgehoben wurde. Er will sein Geschäft, und die Meinungsfrei-heit ist kein Gut, das er zu betreuen hat. Die Presse aber möchte beides: Un-abhängigkeit und Inserate, und nicht einmal der im Prozeßweg erbrachte Be-weis, daß die Inserate zu Bestechungszwecken gegeben wurden, vermag sie zum Verzicht auf solchen Erwerb zu bestimmen. Denn sie wäre ja nicht im-stande, die Meinungsfreiheit ohne die finanzielle Unterstützung jener, die sie antasten wollen, zu betätigen. Aber der Kaufmann hat nicht mit zwei Seelen, die in einer Zeitungs-firma wohnen, sondern nur mit dieser ein Geschäft abge-schlossen; die Meinungsfreiheit mag im Reich des liberalen Gedankens die reinste Sache sein, höher steht wohl Treu und Glaube im Verkehr, und die Er-wartung des Händlers ist noch immer reiner als ein Ideal, zu dessen Erhal-tung ihm Geld abgenommen wird, um jene zu enttäuschen. Die Unsauberkeit der Presse besteht nicht darin, daß die unsaubere Hoffnung, die »mitspielen mag«, erfüllt wird, sondern im sozialen und im beruflichen Sinne gerade dar-in, daß sie enttäuscht wird, nachdem an ihr verdient wurde. Und ganz so müßte auch die prinzipielle Unsauberkeit des Talarwechsels, durch den ein ehemaliger Ankläger oder Richter zum Expensenverdiener wird, im Bewußt-sein dieser Leute vorherrschen und stärker als die Inkompatibilität von Fall zu Fall. Es ist einfach ungeheuerlich, wenn man immer von neuem hört, wie da wieder ein Gärtner zum Bock gemacht wurde, ein weiland Preßbedrucker zum

Rechtskonsulenten von Erpressern, der ehemalige Vorsitzende gegen Herrn Bekessy zum Verteidiger seines Gehilfen, und wenn diese justizschändenden Gerüchte ausgesprengt werden, der gute Rat äußere sich in Versicherungen, den Verbrechern könne nichts geschehen, weil die Staatsanwaltschaft »nicht wagen werde«, in die heikelsten Affären, die mit politischen Lumpereien zusammenhängen, »hineinzusteigen«, wenn also einstigen Justizfunktionären die ganze Gefinkeltheit imputiert wird, mit der der Advokat von berufswegen der Gerechtigkeit Fallstricke legen darf. Was sonst erlaubte Beihilfe wäre, käme bei solchem Vorleben einer Ehrlosigkeit gleich, und gewiß ist kein Wort von all dem wahr, was da die Klienten einstiger Justizfunktionäre, hoffentlich für eine trügerische Hoffnung zahlend, in Umlauf bringen. Aber die Möglichkeit solcher Erscheinungen beweist eben die Unmöglichkeit der Erscheinung. Das Motiv der Advokatenwahl wird »in der Regel der Fälle verschwiegen«? So sollte es der weiland Funktionär wittern. So naiv dürfte der Herr Hofrat Jakob nicht sein, daß er, wenn es ihm der Herr Forda »verschwiegen« hat, warum er ihn zu seinem Verteidiger ausersah, am Ende vermuten müßte, es sei geschehen, *obwohl* er ehemals Vorsitzender war. Und der juristische Informant des Kronos—Verlags sollte, als er einer Sphäre nahe kam, die er einst nicht zu beraten, sondern anzuklagen hatte, erstaunt gewesen sein, wenn ihn einer auf den »entferntesten Verdacht« hinwies, der da »auftauchen« konnte? Und wenn er es doch irgendwie erfahren hat, daß »die Hoffnung auf den besonderen Einfluß mitspielt«, so müßte dies kein Zwang sein, die Vertretung zurückzulegen? Es müßte ein Zwang sein, den Beruf zurückzulegen, und um solche Pein dem Advokaten zu ersparen, müßte dem Richter und dem Staatsanwalt verboten sein, einer zu werden. Denn es ist doch phantastisch, daß es einer Prozeßpartei nie gelingen könnte, die Befangenheit eines Richters zugunsten des Gegners nachzuweisen, bevor es sich herausstellt, daß er nur in Pension zu gehen braucht, um von diesem bezahlt zu werden. Aber was bedeutet solche Möglichkeit gegen die, daß der politische Advokat Dr. Eisler sie als die Gefahr beklagt, »die sich aus der früheren Beschäftigung eines Rechtsanwalts ergeben kann!« Die gegenwärtige erscheint ihm unbedenklich und er will es einem Richter nur verwehren, »an demselben Ort« die Anwaltstätigkeit auszuüben, nicht dem Anwalt, zur selben Zeit Richter über seinen Klienten zu sein. Doch das Problem der »Inkompatibilität« gehört in einen Staat, der in den Windeln der Korruption liegt. Wir sind über Kinderkrankheiten hinaus. Wir befinden uns zum Glück in einem derartigen Zustand der Anästhesie, daß wir uns die Operation ersparen können, weil wir schon das Übel nicht spüren.

Glossen

ALSO WENN DAS SCHON DIE 'STUNDE' SAGT!

Die politische Atmosphäre ist so *verpestet*, daß nur ganz rückenfreie Männer, denen noch nie ihr Mandat privatwirtschaftliche Vorteile brachte, das Steuerruder ergreifen können.

— — Im Volk selbst, und zwar bei Angehörigen beider Parteien, herrscht nur eine Sehnsucht: *Hinaus aus dem Sumpf!*

Wohl jenem, der bereits draußen ist!

SIE IST ENTÄUSCHT

Wir haben uns die Reinigung des öffentlichen Lebens anders vorgestellt, als durch eine Fortsetzung der Wöllersdorferei bis in die Unendlichkeit. Was wir unter einem neuen, bazillenfreien, ethischen Leben verstehen, ist die wirkliche und reell durchgeführte Trennung der Gewalten. Die Politik hat sich nicht um das Geschäft zu kümmern, das Geschäft nicht um den parlamentarischen Vermittler, die Regierung nicht um die Justiz, die Justiz nicht um den Geist von oben. Nur dann, wenn jeder sein Feld beackert, ohne zum Nachbar hinüber zu blinzeln, wenn jeder seine eigene Stalltür verschließt, ohne an einen Einbruch bei seinem Nächsten zu denken, kann Österreich moralisch gesund sein. Heißt es aber: »Du kannst der Strafe entgehen, sofern du brav bist und dich ausgleichst, aber du wirst vor den Richter geschleppt, sobald du auf dein vermeintliches Recht pochst«, dann starben die vielen Mortimers der Korruption den Herrschenden wohl sehr gelegen, aber ihr Tod hat an der alten österreichischen Schlamperei nichts geändert.

... Mit Murren sieht ein großer Teil der anständigen Bevölkerung, daß keiner der großen Diebstähle am Volksgut gesühnt wurde, daß keiner der großen Finanzverbrecher der letzten Jahre sich verantworten mußte, daß jeder, der über Beziehungen oder, was noch mehr, über Wissen verfügte, straffrei blieb,

Man hat ja schon viel erlebt. Aber solch einen Bannstrahl gegen das Laster aus einem sanierten Bordell denn doch nicht. Die einzige Reinigung, die in Österreich bisher gelungen ist, scheint faktisch die der 'Stunde' zu sein. Sind das Zeiten! Mit Nestroys Hohepriester möchte man ausrufen:

»Joab (kein Druckfehler), in was bist du gekommen für einer abscheulichen Periode! Greuel der Verwüstung in Israel, Erdbeben in der Handelswelt, die festesten Häuser stürzen übereinander und vom Geschäftshimmel fallen die Sterne herab.«

Worauf sich freilich der Joab erkundigt: »Sag' mir der Tate, wie stehn die babylonischen Pardubitzer und die mesopotamischen Kreditmobiliar?« Was wieder der Tate mit einem beneidenswerten Bilderreichtum zurückweist:

»Jobs, mein Sohn, wer wird jetzt denken an der Börs'? Die assyrischen Nordbahnaktien steigen von Stund' zu Stund', unser Lebenskurs steht pari mit dem Tod, der Holofernes wird kommen als Sensal und wird machen den Abschluß mit uns.«

Der Holofernes kam. Allerdings hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

WIR

haben seit vierzehn Tagen ununterbrochen an Dr. Seipel den Appell gerichtet, er möge sofort Dr. Ramek ablösen, da wir die Gefahr von Provisionen erkannten. Dr. Seipel wollte aber erst kommen, bis — —

AUS DEM SCHLAF GESPROCHEN

oder

GELDGIER IM SEPARATCOUPÉ

Man kann ihm (Rintelen) nur vorwerfen, daß er *nicht gerade wählerisch* in seinem politischen Umgang war. Ein wirklicher Führer muß in einem *Separatcoupé* fahren; Rintelen saß nie allein und er hatte vielleicht nicht die Kraft, auch nicht die Möglichkeit, *die Geldgier einiger seiner Freunde zu zähmen*.

ÜBEREINSTIMMUNG

Die 'Arbeiter—Zeitung':

... Der Herr Dr. Rintelen fühlt sich ja in solcher Gesellschaft wohl. Sein Anwalt im Wiener Zeitungswesen war früher der Bekessy; die ganze Rintelen—Bande hat mit dem Schandkerl intimsten Umgang gepflogen, als das Gericht schon seine Erpressungsfakten untersuchte. Jetzt, da der Bekessy seinem Rintelen abhanden gekommen ist hält sich der Rintelen an den Alexander Weiß.

Die 'Stunde':

... Man kann ihm nur vorwerfen, daß er nicht gerade wählerisch in seinem politischen Umgang war.

SIE MUSS ES WISSEN

Diese auffallende Schärfe gegenüber dem ehemals hervorragenden Parteigenossen ist unseren Informationen zufolge nicht auf Korruptionsfälle zurückzuführen, in deren Kenntnis die christlich-soziale Partei etwa gelangt wäre, sondern vorwiegend auf die

inzwischen bekanntgewordenen Umstände einer *rein privaten* Affäre des ehemaligen Finanzministers,

die nach Auffassung der klerikalen Kreise der Partei offenbar diese weit schärfere Verurteilung rechtfertigt. Den äußeren Anlaß zu dieser Maßregelung bildet

der Beschluß der Grazer katholischen Studentenverbindung, der Dr. *Ahrer* angehört, diesen wegen der in Rede stehenden *Privatangelegenheit*, die mit einer an dem Minister verübten *Erpressungssaffäre* im Zusammenhang steht, auszuschließen.

DIE HÄUPTER IHRER LIEBEN

Die Mitglieder des demissionierenden Kabinetts Ramek bringt die 'Stunde' eingerahmt von Mary—Bar, Weihburg—Bar und noch etlichen Etablissements mit Jazz. Kollmann — sein Antlitz erscheint zum siebzigsten Male — blickt verklärt drein. Das Separee bei Schöner — beziehungsvoller Name für das, was einmal war — kommt nicht vor. Es ist zum Austragstüberl geworden.

WER WEM?

Aus dem 'Tag':

Man kann den Kampf um große Fragen des öffentlichen Lebens oft nicht anders führen, als indem man die »angemaßte Majestät« mit persönlichen Waffen schlägt und ihr den falschen Königsmantel herunterzieht. Als Rudolf Valdeck Saphir höhnte, in seiner menschlichen Niedrigkeit bloßstellte und in Wien unmöglich machte, war es eine Tat. Karl Kraus hat bei aller Schärfe seiner persönlichen Polemik noch niemand ehrenhafte Gesinnungen abgesprochen.

Er oder ihm? Er schon! Zum Beispiel der Sorte, die bis zum letzten Hauch von Mann und Roß und darüber hinaus freundnachbarlich geschwiegen hat und selbst jetzt nur sagt, wer von Valdeck, aber nicht, wer von mir in Wien unmöglich gemacht wurde.

LAUSBUBEN

ist ein Bericht des 'Tag' betitelt:

In der Triester Straße, unweit der Spinnerin am Kreuz, herrschte seit Tagen große Aufregung. Passanten, harmlose Spaziergänger wurden plötzlich, fast immer an der gleichen Stelle, von *Bleiprojektilen* getroffen, trugen Blutbeulen davon. Einem bohrte sich eine Kugel gar ins Kinn, *aber nirgends war ein Schütze zu sehen*. Man hörte keine Detonation. Die unsinnigsten Gerüchte wurden kolportiert. Man sprach von der Erfindung eines geräuschlosen Gewehres, begann allerhand spiritistische Schaudermärchen zu kolportieren, als es *der Polizei endlich gelang*, des Rätsels Lösung zu finden. Kriminalbeamte des Kommissariates Floridsdorf eruierten nach endlosen Razzien in allen Häusern der Umgebung zwei Gymnasiasten, die sich mit einem Luftdruckgewehr einen *lausbübischen Spaß* zu machen erlaubt hatten. Um einen *Jux* zu machen, schossen sie aus ihrer Wohnung heraus auf die Passanten *und freuten sich dann der fulminanten Wirkung*. Daß dabei auch ein schweres Unglück hätte geschehen können, kam keinem der beiden Buben zum Bewußtsein. Sie wurden dem Jugendgerichte angezeigt. Die beiden Jungen gestanden vor dem Polizeikommissär

Dr. Huber, daß sie im ganzen etwa vierzig Schüsse auf Passanten abgegeben hätten. Drei Personen wurden dadurch etwas ernster verletzt.

Ob dem 'Tag' hier wohl eine Assoziation, der Vorstellungen gedämpft hat, die schon die räumliche nahelegen mag? Was sich hier begab, war einmal Geistigkeit in Wien und man könnte das Bild einer Publizistik, die durch Jahre mit dem Revolverspiel die Straße beherrscht hat, gar nicht treffender zeichnen. Alles stimmt. Der Unterschied ist nur, daß aus den Buben von der Tries-ter Straße vielleicht noch etwas werden kann. Und natürlich stimmt auch dies eine nicht: daß es der Polizei gelungen ist.

DIE BRAVEN BUBEN IN DER SCHULE

In Wiener Gesellschaftskreisen erregte vor einigen Monaten ein neu erschienenes Buch großes Aufsehen, das unter dem Titel »Baron Poldi« erschienen war und ein *Schlüsselroman* mit *intimen Einzelheiten* aus dem *privaten Familienleben* des Barons Leopold Popper, des Gatten der Opernsängerin Jeritza, sein sollte. Auf eine Erörterung des Inhaltes dieses Buches *lassen wir uns nicht ein, weil uns die rein familiären Angelegenheiten des Barons Popper nicht interessieren.*

Gottes Wunder! Immerhin ist gesagt, was uns nicht interessiert, und:

Was aber die Öffentlichkeit angeht, ist die Tatsache, daß gleichzeitig — — schwere Beschuldigungen — — Erbschaftsaffäre — — Testament

Kurz, die rein familiären Angelegenheiten des Barons Popper sind für uns doch nicht so uninteressant? Nun, es gibt eben auch ein öffentliches Familienleben.

DIESELBEN

In einem Park von Chicago sollen die Liebespaare dem Schutze der Behörden empfohlen werden, und der Berliner Tiergarten will sich angeblich anschließen. Dies veranlaßt eine Strichpublizistik, die ehemals keinen Exzeß gegen die Sittenpolizei gescheut hat, zu folgender rührenden Bitte:

Nun ist es höchste Zeit, daß wir uns in Wien umsehen. Der Stadtpark ist jetzt verwaist, ebenso der Prater. Aber wie lange wird es dauern und im Prater blühen wieder die Bäume, die Wiesen sind wieder grün ...

Regierungsrat Dr. *Weinberger*, der Chef der Sittenpolizei, ist kürzlich durch einen *wirklich liberalen* Vortrag über das Wesen der Prostitution aufgefallen (das hat mit dem Stadtpark und den Liebesleuten gewiß nichts zu tun und *wir bitten um Entschuldigung für diese Beziehung*, doch sollte dieser Vortrag nur als Beweis für die *wahrhaft liberale Gesinnung dieses Mannes* angeführt werden).

Leider krankt es in Österreich immer an den »ausübenden Organen«. Der Schreiber dieser Zeilen *mußte es sich selbst wiederholt gefallen lassen, von der elektrischen Taschenlampe des Polizisten*

abgeleuchtet zu werden. Aber einer meiner Kollegen, der nicht nur »heißt«, sondern einen Namen hat, wurde samt seiner Partnerin auf das Kommissariat geschleppt, weil er von der Polizei eines ganz simplen und harmlosen — Kusses wegen auf das Kommissariat gebracht wurde, wo er sich diese Amtshandlung in etwas wüßnerisch—resoluter Weise verbat. Es gab Protokolle und eine unglückliche junge Dame — denn es war eine wirkliche Dame.

Hochgeschätzter Herr Regierungsrat Dr. Weinberger! Im Namen aller Liebespaare im Stadtpark, im Prater, gar nicht zuletzt in meinem eigenen Namen bitte ich Sie, selbstverständlich bei aller Ahndung groben Unfuges, Ihre außerordentliche Liberalität auch praktisch dadurch zu betätigen, daß Sie die Wachorgane zu Gärtnern werden lassen mögen, die, wie im Berliner Tiergarten, die Liebe, dieses letzte Fleckchen Wiens, auf das die österreichische Sonne noch immer so scheint, als wenn wir mitten drin in der Vorkriegszeit wären, getreulich und gewissenhaft bestellen.

Daß alte Huren Betschwestern werden, ist bekannt, daß sie aber polizeifromm werden, wenn sie doch nach wie vor auf den Strich gehen, ist eine Neuerung. Sie machen eine Eingabe, und alles ordnet sich nun in Güte. Ehedem hat man also Stundenleute auf das Kommissariat geschleppt, weil sie auf das Kommissariat gebracht wurden. (Wegen eines Kusses und nicht wegen Erpressung.) Man hat sie mit der elektrischen Taschenlampe des Polizisten abgeleuchtet, aber nicht bei der wesentlichen Berufshandlung. Auch das ist jetzt hoffentlich vorbei, Weinberger ist liberal geworden und die Gärtner werden die Böcke nicht stören. Und wie diskret, den Kollegen, der einen Namen hat, nicht zu nennen und sogar die »wirkliche Dame« nicht näher zu bezeichnen. Nun, die wirklichen Damen mögen es damit halten wie sie wollen; »Wählerinnen sind sie nicht, aber Kennerinnen«. Nur muß man schon sagen, daß bei der Vorstellung küssender Stundenredakteure und vollends solcher, die die Sittenpolizei bitten, ihnen dabei zuzuschauen, die Impotenz zum Ziel wird, aufs innigste zu wünschen.

NICHT WIEDERZUERKENNEN!

*Die braven und die schlimmen Bezirke von Wien.
Ein Spaziergang durch das Jahrbuch der Polizeidirektion.*

In einem der braven Bezirke, da ist die Canisiusgasse, die jetzt wie die Sonnenfelsingasse prostituiertenfrei geworden ist, so daß »die umliegenden Geschäftsleute« aufatmen. Gar nicht zu schildern, wie brav sie geworden ist! Die Prostituierten selbst danken der Polizei, daß sie »von einem lästigen Übel befreit« sind.

Die Wiener Polizeidirektion hat ein Jahrbuch herausgegeben, und wo man's packt, da ist es interessant. Aus jeder Seite springt uns sattes, volles Leben entgegen und man schlürft dieses glänzend geschriebene Buch, das einen wunderbaren Aufschluß über die in Fachkreisen so außerordentlich geschätzte Tätigkeit unserer Polizei gibt, behaglich wie die Lektüre eines Romans.

Nun kommen wir

zu einem *ernsten, aber lehrreichen* Punkt: *Prostitution*. Wichtig für die Vernichtung von *allerhand Sentimentalitäten*, die noch im-

mer künstlich, sozusagen mit Glyzerintränen im Auge, um dieses Kapitel gewoben werden.

Dann die Trinkerstatistik:

Die »stiersten« Monate sind Jänner mit 424 und Februar (*schamst di net?*) mit 410.

Also gut gelaunt, denn es kommen bloß 187 Steckbriefe vor statt 188. Außerdem Kuppelei, Notzucht, Diebstahl, Raub, Mord, alles, alles, nur kein einziger Fall von Erpressung. Dergleichen hat sich in Wien, wo in der Innern Stadt allein 953 Fälle von unbefugter Prostitution vorgekommen sind, im ganzen Jahr 1925 nicht ereignet.

CASTIGLIONIS GÄSTE

Zur Hauptmann—Premiere am 20. November hatte sich »das gesamte geistige Wien eingefunden«, was zur Folge hatte, daß an dem gleichen Abend bei einer 400. Vorlesung der große Konzerthausaal von Fußballinteressenten und Schiebern überfüllt war. Hier ein wüstes Durcheinander, dort:

Man flüsterte kaum, im Banne der Erwartung, und suchte mit dem Blick die bedeutsamsten Gäste dieses glanzvollen Abends.

Ein Geist neben dem andern, nichts als Repräsentanten der literarischen Welt:

Gleich links, in der Loge hart neben der Bühne sieht man den *Präsidenten Castiglioni* mit seiner Frau, der hier, gleichsam der Hausherr, seine Gäste empfängt.

Wieder in Wien? Auf einem kleinen Raubzug? Um ein augustisch Alter zu etablieren? Um die Untersuchung gegen den Lebenserpreser zu fördern? Wird unter allen Umständen den Staatsanwalt interessieren.

Eine Reihe prominenter Persönlichkeiten aus der Wiener Gesellschaft, in erster Linie

nicht doch, in zweiter Linie:

Bundespräsident Hainisch, dessen Anwesenheit nicht nur persönlich immer wieder allseitige Sympathie erregt, sondern in diesem Falle auch *symbolisch* zu nehmen ist.

Wie das?

So stattete er unausgesprochen *den Dank des armen Österreich dem großen Künstlerpaar* gegenüber ab, denen er durch sein Erscheinen die Ehre gab: Max Reinhardt und Gerhart Hauptmann.

Unter den Repräsentanten der literarischen Welt bemerkte man noch Castiglionis Generaldirektor, ferner Trebitsch und Hofrat Millenkovich, unter den Professoren den Direktor Robert, während Saltenburg vermißt wurde. Im Zwischenakt gab es ein Intermezzo,

das charakteristisch ist für die Art, Künstler und Persönlichkeiten in Wien zu feiern.

Kerr und Tristan Bernard waren im Foyer erschienen:

Innerhalb weniger Minuten waren die beiden von einem dichten Kreis junger, *aber auch älterer* Leute aus dem Publikum *umringt*, die *stürmisch* um Autogramme baten.

Und da war denn kein Ende, noch und noch, sie gaben und gaben und gaben.

Nach dem Premiereabend hatte *Präsident Castiglioni* einen Kreis von Freunden zu Ehren Gerhart *Hauptmanns*, Max *Reinhardts*

und Tristan *Bernards* zu sich zum Souper gebeten. Es nahmen ungefähr zwanzig Personen daran teil.

Drei hat man. Der eine ist ein Theaterhändler, der andere ein Lustigmacher, der hier gleich bei der Ankunft vor Journalisten Purzelbäume schlug; geht in Ordnung. Doch der dritte, ach der dritte hat die Himmelfahrt jenes hungernen Kindes geschrieben, das erst am erträumten Ziel von goldenen Schüsseln speiste. Und der Mann, dem der Bundespräsident den Dank des armen Österreich abstattet, läßt sich von dem Präsidenten fetieren, der Österreich arm gemacht hat. Wie traurig sind doch dieses Lebens Feste!

GULASCH BEI REINHARDT

Ganz schlicht und zwanglos, nur zu einem einfachen Abendessen waren sie geladen, die Sträußelsäle, die sich schier als zu klein erwiesen, um ganz Wien zu fassen, waren in eine Heuriganschenke verwandelt, es gab Gulasch, Bier, Apfelstrudel und Heurigen, eine regelrechte Pablatschen mit Schrammeln — und doch. Man spürte ein Etwas, das hinter den Dingen liegt. Wenigstens die Fremden spürten es. Sie

hatten Distanz genug, den Ernst hinter all der Heiterkeit zu merken. Zu wissen, daß ein solches Fest doch nur in Wien möglich ist. Und daß diese arme, gequälte, sorgenvolle Stadt immer noch ein Zentrum ist, in dem sich Geister mit Geistern begegnen.

Tatsächlich ist die Unappetitlichkeit, das Reklamebedürfnis von Theaterhändlern auf dem Hintergrund einer Zeittragödie zu befriedigen, doch nur in Wien möglich. Die Ahnungslosigkeit des »Weber«—Dichters für die Zwecke des Castiglioni—Schlieferltums zu mißbrauchen und seinen schlecht behüteten Ruhm zum Mittelpunkt eines Restaurants, das sich aus Hamur und Schmonzes improvisiert. Und für einen Unfug, der sich ehemals auf das »Schützenkränzchen« beschieden hat, unter dem Vorwand der Kultur die Gesandten, den von China eingeschlossen, als Staffage heranzuziehen. Die wienerische Note, mit dem erforderlichen Preßburger Zusatz, war also zweifellos echt, und namentlich die Berliner dürften entzückt gewesen sein. In der Liste der Festgäste begegnet man neben dem Castiglioni und Hyänen zweiten Ranges, zwischen den Eckenstehern der plutokratischen Gesellschaft dem Sozialdemokraten Tandler, während die Anwesenheit des gleichgesinnten Präsidenten Vetter weniger auffällt, da es sich ja um eine Angelegenheit der Kultur handelt. Der Rahmen ist einfach, die Gesellschaft illuster, die Jugend auf dem Sprunge, sich das Tanzrecht zu erobern.

In dem Bild von Heiterkeit und Dunst ist Tristan Bernard kaum von Frau Werbezirk, Gerhart Hauptmann nicht von Bela Balasz zu unterscheiden.

Das ist bedauerlich, aber gewiß möglich. Es wimmelt von Präsidenten. Lipschütz, der von der Concordia, ergreift das Wort und Hauptmann versichert, er habe nun zum erstenmal den warmen Hauch Süddeutschlands gespürt. Nachdem Tristan Bernard der Völkerversöhnung das Wort gesprochen hatte — »damit war der ernste Teil zu Ende« —, trat der Knepler in seine Rechte.

berichtet:

Im Vorraum war, zierlich geschrieben, eine *Liste der Festgäste unter Glas und Rahmen* angebracht. *Aber es war kaum nötig, sie zu nennen, denn die Gestalten, denen man da begegnete, sind jedermann in Wien bekannt. Hier ist ein Auszug aus der Liste ...*

GERHART HAUPTMANN BEI CASTIGLIONI

Unter diesem Titel, der schon an den Exhibitionismus einer schwarzen Messe streift, sucht das Neue Wiener Journal das Ungewöhnliche zu rechtfertigen:

Keine plötzliche, ad hoc geknüpft Freundschaft, *obwohl auch solches zulässig wäre*, denn Camillo Castiglioni, dessen reichlich geübtes Mäzenatentum ungleich weniger bemerkt wurde als die Verdammnis, die über ihn *verhangen* war, ist der Besitzer jenes Theaters in der Josefstadt, in dem »Dorothea Angermann« Samstag zur Uraufführung gelangte ... Der seltene Anlaß einer Hauptmannschen Uraufführung in Wien durfte von niemandem, *am wenigsten* von Castiglioni unbeachtet bleiben, der, *abgesehen von seiner ehrlichen Begeisterung für den größten lebenden deutschen Dichter* auch sein Hausherrnrecht in nobelster Form übte. *Aus innerlicher und äußerlicher Verpflichtung* gab Castiglioni ... in seinem Wiedener Palais ein Souper, an dem eine kleine, *aber sehr gewählte* Gesellschaft teilnahm. Gerhart Hauptmann war mit seiner Frau und seinem Sohn erschienen. Ein nicht minder illustrierter Gast Tristan Bernard und der *führende Kritiker Berlins* Dr. Alfred Kerr waren ebenfalls gekommen. *Selbstverständlich* fehlte auch Max Reinhardt nicht. Kein rauschendes Fest mit Hunderten von Gästen — zu einem solchen *eignen sich die heutigen Zeiten nicht* — bloß eine herzliche intime Feier von etwa sechzehn Personen, um zwei Geistesgrößen *in schlichtem Umgang* zu huldigen — in diesem Zeichen verlief der *anspruchlos veranstaltete, dennoch bemerkenswerte* Festabend, dessen *deshalb* Erwähnung geschieht, weil der Gastgeber *ohne jede Prätention* sich dazu verstanden hatte.

Man hat also auch den vierten, den Kerr, der sich nach einem »Keller« geseht hatte, aber mit einem Palais vorliebnahm. Hoffentlich gelingt es, das noch unbekannt Dutzend festzustellen, das in schlichtem Umgang bei dem Ernährer Bekessys soupiert hat; diesen selbst hätte nichts außer der Flucht von der gewählten Gesellschaft ferngehalten. Blicke schließlich nur übrig, zu untersuchen, welches Geschäft Herr Castiglioni, abgesehen von seiner ehrlichen Begeisterung für den größten lebenden deutschen Dichter, in Wien vorhat und für welche merkurialen Zwecke da der Olymp engagiert wurde. Der Fall zeigt klar, um wie viel dringender es wäre, statt einer Dichterakademie ein Dichterkuratorium ins Leben zu rufen.

SIE HABEN ES GESCHAFFT

Dafür, daß sich in unsre Reihen keine unlauteren Elemente einschleichen, *sorgen wir selbst* und ebenso dafür, daß, *wenn einmal ein Lump* Mißbrauch mit der publizistischen Freiheit getrieben hat, er *sofort den Laufpaß bekommt*. Der 'Arbeiter—Zeitung' sprechen wir aber jede Berechtigung zur Jurisdiktion und moralischen Oberaufsicht um so mehr ab, als sie jahrelang gerade über die unsaubersten Subjekte des Wiener Pressewesens ein *Schweigen der Duldung* beobachtet hat.

Sagt das Neue Wiener Tagblatt, das nie geschwiegen und nie geduldet hat. Wie lustig es lügt, geht schon daraus hervor, daß doch auch die Lüge einen Mißbrauch der publizistischen Freiheit bedeutet und der Mann, der sie geschrieben hat, kaum den Laufpaß bekommen dürfte. Was nur diesen Leuten die Zuversicht eingeben mag, daß sich die Lettern, denen so etwas zugemutet wird, nicht eines Tages doch biegen werden, wenn es schon die Leser aushalten!

HINAUS AUS PARIS MIT DEM KRANKEN!

Diese und andere Glossen der letzten Fackel, die gemäß der Weisung: »'Kranker' sollt ihr sagen, aber nicht 'Schuft'« und anderen Zitaten die Motive der Medizin und der Kriminalistik ineinander verweben, waren natürlich zu einer Zeit geschrieben, da die Wirklichkeit selbst jenes Nietzsche—Zitat noch nicht empfohlen hatte. Sie gewannen dadurch eine keineswegs vorgestellte Beziehung. Nun, da der Schuft wieder gesund ist, leben sie erst auf; wenn gleich die Erfüllung des »Hinaus aus Paris!« wohl nicht mehr von einer Zelle des Wiener Landesgerichts, sondern schon vom freien Amerika erwartet wird. Der Kranke wird kaum hierhergestellt werden. Die Einleitung der ordentlichen Voruntersuchung, die Erörterung der Frage, in welchem Zeitpunkt ein Auslieferungsbegehren zu stellen sei, nebst der Vorbereitung des amerikanischen Bodens durch einen dankbaren Landsmann: dies alles hat den Entschluß gereift, die Pariser Geschäfte abzubrechen und den Newyorkern eine ihnen noch unbekanntere amerikanische Methode der Erpressung vorzuführen. Abgesehen von der strafgerichtlichen Gefahr, die vom Osten drohte, hätte natürlich auch ich einer publizistischen Etablierung in Paris nicht untätig zugehört, weil eine solche doch früher oder später nach Wien herübergespielt hätte. Befragt, wie ich mich zu transatlantischen Plänen stellen würde, erwiderte ich, daß ich andere Sorgen habe, daß meine Wachsamkeit auf den Kontinent beschränkt sei und daß mein Interesse für Paris einem völligen Desinteressement in westlicher Richtung Platz mache, im Sinne jener lauen Wagnerianer, die bis zum Tannhäuser noch mitgehen. Was Amerika betrifft, das es bisher besser hatte, huldige ich so sehr den Monroegrundsätzen, daß ich es selbst darin nicht beeinflussen möchte, wieweit es sie verleugnen will, um eine europäische Macht festen Fuß fassen zu lassen. Wenn Amerika sich als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten für Imre Bekessy erweist, so ist jede meiner Parolen sicherer erfüllt, als wenn er im Landesgericht säße. Von jenem Bezirk kehrt ein Wanderer, dessen Selbstmorde erfolglos verlaufen, bestimmt nicht wieder.

Das Unmögliche

Menschlichem Geist und menschlicher Tatkraft ist kein Hindernis unüberwindlich, kein Ziel unerreichbar. Wenn man sich vorstellt, daß Goethe den »Faust«, der doch eben diese Erkenntnis behandelt, bei einem Talglicht schreiben mußte, während die Dichter der »Zirkusprinzessin« schon unter weit günstigeren Bedingungen arbeiten konnten, braucht man an der Entwicklung der Menschheit wahrlich nicht zu verzweifeln. Der Fortschritt zeigt sich an der unwiderleglichen Tatsache, daß immer wieder das, was man nie zuvor für möglich gehalten hat, Wirklichkeit wird und nicht allein das Unzulängliche, sondern auch das Unmögliche zum Ereignis. Man kann den Glauben an eine Höherentwicklung in keiner Errungenschaft besser verwirklicht sehen als in der Tatsache, daß jetzt jeder Wiener Hausmeister von seinem Bett aus die »Tosca« in der Londoner Oper hören kann, ohne eine Unterbrechung befürchten zu müssen, da heute bereits jeder seinen Haustorschlüssel hat. Dieser Fortschritt fällt umso mehr ins Gewicht, als über kurz oder lang bald alle Parteien durch Voronoff ¹ verjüngt sein werden und infolgedessen sehr spät nach Hause kommen. Und so könnte man tausend Dinge im Umkreise unseres Seins und Denkens anführen, die, ehemals für unmöglich gehalten, nun einfach selbstverständlich geworden sind. So zum Beispiel hätte man noch vor zehn Jahren ein Blatt wie die 'Stunde' für unmöglich gehalten, und erst als sie es wurde, begann man sich ihrer Errungenschaft bewußt zu werden und die Lücke zu fühlen, die sie zurückläßt. Ebenso hat man aber auch für unmöglich gehalten, sie unmöglich zu machen, und jetzt, da es mir gelungen ist, spricht kein Mensch davon. So geht es mit allen Errungenschaften, deren Unentbehrlichkeit eben die Menschen keineswegs zu Dank verpflichtet. Den Nordpol zu erreichen, einst ein Ziel aufs innigste zu wünschen, wird bald nicht mehr der Mühe wert sein, man wird ihn überfliegen. Den Ärmelkanal zu durchschwimmen, war eine Leistung, die einen Tag lang die Bewunderung der Mitwelt auf sich zog, welche viel zu ideal veranlagt ist, um in solchen Fällen die Frage nach der Nützlichkeit aufzuwerfen. Mit Recht aber geht diese Tat schon am nächsten Tag in Vergessenheit unter, wenn ein anderer den Ärmelkanal um fünf Minuten schneller durchschwimmt. Ganz so wendet sich das Interesse jenem Zweig der Technik zu, der die Vergasung des Hinterlands im nächsten Weltkrieg vorsieht, und wird naturgemäß auch hier nach dem Grad der Wirkung das Verdienst zuerkennen. Alle diese Erscheinungen lassen sich in der Verdrängung des Wertgedankens durch den Rekordgedanken zusammenfassen, der das Bild einer Menschheit zeigt, welche im unaufhörlichen Bedürfnis nach Steigerung ausgesorgt hat. Daß sie daneben auch den Wunsch nach Völkerversöhnung empfinden kann oder doch nach Aufhebung des Paßvisums, beweist die seelische Spannkraft, die sie sich trotz sportlicher Betätigung erhalten hat. Immer wird sie hinter dem Unmöglichen her sein, und nicht ruhen, bis es eines Tages möglich geworden ist, nicht ohne die Pausen durch die anfeuernde Frage auszufüllen: Also was tan mr jetzt?

Wenn man indes schon glauben möchte, daß dem Fortschritt die Füß' weh tun und daß es keine Herkulesarbeit mehr gibt, die er nicht bereits vollbracht hat, so wurde man durch eine Nachricht des Neuen Wiener Journals eines Besseren belehrt, die in Alarmlettern die Verwirklichung der letzten noch vorhandenen Unmöglichkeit zu melden wußte, welche jetzt, da es endlich er-

1 Ein Verjüngungschirurg

reicht ist, einem erst in ihrem ganzen Umfang zum Bewußtsein kommt. Das Neue Wiener Journal ist bekannt dafür, daß es nicht oft Originalnachrichten bringt, aber wenn, so kann man sich darauf verlassen, daß man für sein Geld auch etwas Gediegenes bekommt. Nach dieser Meldung nun, die zwar abenteuerlich klingt, aber keinen Zweifel zuläßt, wäre etwas eingetreten, was bisher auch die kühnsten Entwicklungsoptimisten nicht für möglich gehalten hätten. Freilich, als sie die Nachricht bloß so überflogen und wie es die Art von Optimisten ist, ihren Blick gleich an der Stelle haften ließen, wo es hieß, »das scheinbar Unmögliche« sei gelungen, da dachten sie, kleinmütig wie Optimisten zuweilen sind: Pah, was wird das schon sein! Halt der Anschluß an Deutschland vollzogen! Paneuropa verwirklicht! Die Weltabrüstung beschlossen! Der österreichische Finanzminister im Zustand der Demission — kann nicht gehen, muß deshalb aus dem Kabinett getragen werden, und der Nachfolger ein nüchterner Rechner, der nie das budgetäre Gleichgewicht verliert! Dergleichen wird es sein, dachten sie. Was gäbe es denn sonst Unmögliches in der Welt, das noch nicht verwirklicht worden wäre? Aber dann lasen sie und die Augen gingen ihnen über:

Versöhnung Max Reinhardts mit Alfred Kerr.

Ein Freund Gerhart Hauptmanns der Friedensstifter.

Privattelegramm des »Neuen Wiener Journals«

Berlin, 15. Oktober

Ende November oder Anfang Dezember wird im Berliner Deutschen Theater die Uraufführung von Gerhart *Hauptmanns* »Dorothea Angermann« stattfinden. Die Proben haben bereits begonnen. Bei der Besetzung der Rollen ergaben sich erhebliche Schwierigkeiten. Hauptmann wollte, daß die Rolle entweder von Käthe *Dorsch* oder von Helene *Thimig* gespielt werden sollte. Das war jedoch nicht möglich, weil Helene Thimig in der »*Gefangenen*« längere Zeit beschäftigt ist und Käthe Dorsch von *Saltenburg* nicht freigegeben wird. Vor einigen Wochen hat nun im Hause eines Freundes von Gerhart Hauptmann ein Souper stattgefunden, bei dem außer dem Dichter auch *Reinhardt* und *Alfred Kerr* anwesend waren. Die *Eingeweihten* wissen, daß Reinhardt und Kerr längere Zeit *auf gespanntem Fuß lebten*. Dem Freunde Gerhart Hauptmanns *gelang nun*, wie man sich in Theaterkreisen erzählt, *das scheinbar Unmögliche, Reinhardt mit Kerr auszusöhnen*, und bei dieser Gelegenheit schlug *Kerr Dagny Servaes* als Trägerin der weiblichen Hauptrolle in »Dorothea Angermann« vor. *Tatsächlich* hat Reinhardt die Rolle mit der *Servaes* besetzt, die *bereits eifrig* an den Proben des Stückes teilnimmt.

Da staunten die Optimisten und es war in ihren Augen wie ein stilles Glück. Wieder wären wir also um einen Schritt weiter. Nun, ich bin gewiß eher ein Nörgler, aber da muß sogar ich sagen: wenn das möglich war, dieses scheinbar Unmögliche, wenn es wirklich jenem Gastgeber, der in bescheidener Namenlosigkeit hinter seinem Werk zurücktritt, gelungen ist, Reinhardt und Kerr zu versöhnen, von denen ich zugleich erfahre, daß sie böse waren — dann, ja dann ist schier nichts mehr unmöglich. Dann weiß ich schon nicht. Dann beginne ich die Dinge ganz anders zu sehen, in einem rosigen Licht, von dem ein milder Schimmer auf Begriffe wie *Saltenburg* fällt und auf den Roßtäuschermarkt des Berliner Theatergeschäfts. Bisher dachte ich immer, es sei das äußerste Debakel, daß es diese Dinge überhaupt gibt und gar, daß das Interesse des geistigen Mitropa mit den Nachrichten davon gespeist wird. Und

immer erwartete ich schon den Augenblick, wo die Hervorragenden, die doch ganz genau wissen, wie sie die Öffentlichkeit betrügen, sich das Lachen nicht mehr verbeißen können, sondern losplatzend alles verraten. Aber sie bleiben todernst und können der Presse sicher sein, die nur ausplaudert, was dem Geschäfte frommt. Und da sich alles auf den Glauben verläßt, so stark könnte gar nicht gelogen werden, das wäre gegen die Natur, also müsse es wahr sein — so lügt man schon, um diesen Optimismus nicht zu enttäuschen. Aber die Versöhnung der Herren Reinhardt und Kerr ist doch einmal eine Sache, die den andern Errungenschaften erst das Relief gibt: die den Nutzen der Telegraphie und die Mission der Buchdruckerkunst beglaubigt und die Zurückhaltung einer Revolution rechtfertigt, welche sozialistische Setzer nicht ein für allemal der Möglichkeit enthoben hat, zur Verbreitung des bürgerlichen Geistesmits beizutragen. Die Versöhnung der Herren Reinhardt und Kerr ist offenbar eine Rekordleistung der Menschheit, die nicht nur das Herz der Berliner höher schlagen läßt, sondern dank der Gemeinsamkeit der kulturellen Interessen auch in Wien auf sympathischen Widerhall rechnen kann. Nur die Eingeweihten wußten es, daß jene auf gespanntem Fuß lebten, aber die Öffentlichkeit hört es, daß sie einander die Hand gereicht haben. Unbefriedigt bleibt die Neugierde — und dies werden wieder nur die Eingeweihten wissen —: ob es schier schwerer war, Reinhardt mit Kerr oder Kerr mit Reinhardt zu versöhnen. Die Fassung der Nachricht deutet auf das erste. Wie immer dem sei, Kerr hat, da er der Einladung zum Essen folgte, die Zähne zusammengebissen und so betreten er sein mochte, Reinhardt zum Tischnachbarn zu haben, als Friedmensch, der er ist, die Konsequenz gezogen. Die Feindseligkeiten dürften nunmehr eingestellt werden, vielleicht bis zu dem hochherzigen Entschluß, auch die Kriegsgedichte, die er gegen ihn geschrieben hat, abzuleugnen. Rührend muß die Szene gewesen sein, wie er, nachdem einmal die Bruderhand gereicht war, topp, noch einen Schritt weiterging, von seinen guten Gaben mitteilte und die Servaes vorschlug, und wie Reinhardt nach ihr griff; erhebend, wie sich der Segen dieser Versöhnung schon auszuwirken beginnt, indem die Servaes bereits eifrig probt. Es ist zwar nicht wahr, denn weitere Stafetten vom Friedensschauplatz melden, daß die große Entscheidung, wonach zwischen der Thimig und der Dorsch die Servaes gewählt wurde, zugunsten der Gerda Müller ausgefallen ist. Aber das macht nichts — das scheinbar Unmögliche, Reinhardt und Kerr auszusöhnen, ist gelungen. Was tan mr jetzt?

Jetzt gibt es wohl nichts mehr, was der Hoffnung auf den menschheitlichen Fortschritt unerreichbar schiene. Weit und breit nichts Unmögliches mehr; alles gelingt. Halt, doch — da fällt mir etwas ein. Falls der Freund Gerhart Hauptmanns, der einer der stillsten und stärksten Pioniere des pazifistischen Gedankens zu sein scheint, auf die Idee kommen sollte, mich zu einem Souper einzuladen, und da vielleicht ausgreifende Pläne hätte, so möge er rechtzeitig erfahren, daß seinem humanen Drang eine Grenze gesetzt ist. Mag ihm alles und selbst das scheinbar Unmögliche gelingen — eines bleibt unmöglich: mich mit den Herren Reinhardt und Kerr zu versöhnen! Diese Originalnachricht bliebe dem Neuen Wiener Journal versagt.

Zum Schauspieler nicht befähigt

Es ist einfach unerläßlich, das Dokument als Ganzes aufzuheben, die Geschichte, die Herr Alexander Moissi im Berliner Tageblatt in einer Rubrik »Erste Begegnungen mit bedeutenden Menschen« unter dem spannenden Titel »Kleine Rolle — große Folgen« veröffentlicht. Sie enthält nicht weniger als 42 Gedankenstriche und fast annähernd so viele Gedanken. Etliche Male, wo deren Tiefe sich durch eine gefällige Oberfläche dem Blick entziehen könnte, werde ich mir erlauben, zu unterbrechen und zu einem nachdenklichen Verweilen einzuladen. Die spärlichen Wortsperrungen ¹ entsprechen dem Original, von rechts wegen verdient jedes Wort den Sperrdruck, aber es hält den Leser auch so in einem Animo, das sich bis zur Pointe einer verblüffenden autobiographischen Enthüllung steigert.

Kleine Rolle — große Folgen

Von

[Nachdruck verboten]

Alexander Moissi

Ich hatte *eine* Begegnung, die für mein Leben entscheidend war — aber *wann* sie erfolgte — ich weiß es nicht.

Ich bekenne: ich habe ein miserables Gedächtnis für Daten. In der Schule blieb ich zweimal sitzen, weil mein Geschichtsprofessor mir diese Schwäche nicht verzeihen konnte — er war halt so gewissenhaft!

Hier tritt bereits einer jener Momente ein, wo Girardi, der für alles Getue und Gespreize einen untrüglichen Blick hatte, Herrn Alexander Mausi mit einem »Gehst denn nicht!« verscheucht hätte. Daß einer schon in der Schule nicht gewußt hat, wann die Schlacht bei Cannae war, glaubt man ihm, auch wenn ers nicht versicherte; aber daß er nicht wissen soll, in welchem Jahr er Statist am Burgtheater war — denn in dieser Zeit spielt die merkwürdige Begegnung —, oder nicht vor Niederschrift seiner Memoiren es hätte feststellen können, das kann er gerade noch der Frau Raffke in Berlin erzählen.

— Es war in Wien. Ich: sehr jung, sehr arm, erteilte Sprachunterricht den sehr wenigen, die sich einen solchen von mir gefallen ließen! — Im übrigen hatte ich nicht die dunkelste Ahnung, was ich eigentlich *werden* wollte!

Die Suche nach Brot, mein gesegneter Appetit, mein knurrender Magen und der allmächtige Zufall brachten mich ins Burgtheater als Komparsen (im vornehmen k. k. Hofburgtheater nannte man den Statisten »Komparsen«). Honorar 80 Kreuzer = 1,45 Mark pro Abend (aber ich will nicht prahlen — so *eigentlich* Komparsen war ich nicht — nur Hilfskomparsen).

Ob Herr Moissi heute so eigentlich berufen ist, seine Memoiren selbst zu verfassen und »Nachdruck verboten« darüber zu schreiben, bleibe dahingestellt, da er auch außerhalb der Bühne kein denkender Schauspieler ist und die Suche nach Brot, den gesegneten Appetit und den knurrenden Magen für drei von einander verschiedene Motive (nebst dem vierten, dem Zufall) zu halten scheint.

Vielseitigkeit mußte man als Komparsen schon aufweisen; — im »Meister von Palmyra« trat massenhaft griechisches Volk auf — also war ich ein junger »alter Grieche«; in Julius Cäsar — ein »alter Römer«, in Cyrano de Bergerac — ein »Gascogner Kadett«.

1 Hier, wie immer, kursive Formatierung statt dem originalen gesperrten Text

Das ist in seiner Humorigkeit — Herr Moissi liebt bekanntlich den Humor — gar nicht auszuschöpfen und könnte der Inhalt eines Friseurgesprächs sein, obschon Theaterfriseur gewiß intelligenter plaudern. Zuerst möchte man vermuten, er habe nicht nur als Kadett, sondern auch als Greis statiert, aber die Antithese ist eine andere, denn die alten Griechen und die alten Römer, die er zu repräsentieren hatte, waren gar nicht alt. Man weiß nun nicht, ob die Vorstellung komischer ist, daß es unter ihnen auch jüngere Leute gegeben haben soll, oder die Vorstellung, daß ein so junger Mensch wie er als alter Grieche und als alter Römer statiert hat. Vielleicht kann das Herr Moissi selbst nicht auseinanderhalten oder er wollte eben beides zum Ausdruck bringen. Aber im Grunde ist es gar nicht einmal so komisch, sich einen jungen Mann als Griechen oder Römer vorzustellen, und ganz bestimmt war auf dem Theaterzettel weder von »alten« Griechen noch von »alten« Römern die Rede. Dafür hat der Gedanke, daß sich hier eine »Vielseitigkeit« des Statisten bekunde, etwas Bezwingendes, indem man doch überrascht ist, zu erfahren, daß Herr Moissi nicht das ganze Jahr hindurch im »Julius Cäsar« statiert hat. (Anders als ich, der der Pflicht rettungslos verschrieben bleibt, einen und den nämlichen Typus breitspuriger Banalität vorzuführen: an dessen Verkörperung nebst einem süßen Schauspielerhirn ein Heer von Papiererzeugern, Setzern, Redakteuren, Expedienten und Postboten mitgewirkt hat, damit hunderttausend Schwachköpfe ihn genießen können, die mir alle antworten würden: Wie kleinlich, sich mit uns und unsern Bedürfnissen abzugeben!)

Aber im »Tartuffe« von Moliere, da geschah's; ich bekam wohl nur durch ein Versehen — eine »Rolle«; ich war der Diener des Tartuffe, und dieser Diener hat sogar einen Namen — er heißt *Lorenz*. Zu sprechen hat er zwar gar nichts — aber immerhin, er wird angesprochen. — Und der Tartuffe, dem ich als Diener Lorenz zu dienen hatte, war — — *Joseph Kainz*.

Ich hatte ihn häufig gesehen — aber er mich nicht.

Von seinem Diener begleitet, tritt Tartuffe ganz im Hintergrund links auf. Vor dem Auftreten stehe ich neben Kainz, sage »Guten Abend« — aber er sieht mich nicht an. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand fährt er über eine Holzbrüstung, beschaut sich seinen staubigen Finger und meint zum Inspizienten: »Es könnte schon im Theater für mehr Sauberkeit gesorgt werden« (Gott — er kam aus Berlin!). Der Inspizient, nervös, zappelnd, sagt: »Bitte, Herr Kainz, Auftritt«, — und zu mir: »Sie auch.«

Rasch und gelassen beginnt Kainz seine Rolle. »Lorenz, mein Diener, mein Bußkleid leg' bereit.« — — Hier schaut Kainz auf — gerade in meine Augen — sagt noch drei Silben — — stottert — — bleibt stecken!!!

Ein bärtiger Mann, weit vorn im Souffleurkasten, »brüllt« ihm im Flüsterton allerlei zu — ich gerate in Schweiß — , der Inspizient eilt herbei als rettender Engel — und hilft endlich dem armen Kainz aus der Klemme.

Ich wollte die Gedankenstriche des Herrn Moissi nicht unterbrechen, aber hier muß man denn doch ein wenig innehalten und die Spannung ausgenießen, zu erfahren, was da eigentlich passiert ist und wie es enden wird. Hatte Kainz, der große Bahnbrecher der Vizinalbahn, die die Entwicklung der deutschen Bühnensprache genommen hat, instinktiv erkannt, wer da vor ihm stand? Hatte ihn eine Ahnung des Moissi—Ruhms beirrt und verwirrt? Oder war es bloß so, daß ihn das neue Gesicht nervös machte? Sei nun Erkenntnis, sei Aberglaube oder was immer die Ursache, daß Kainz sich den Mann ge-

merkt hat, sei es, daß der Komparse, der ja ein miserables Gedächtnis hat und es vielleicht nicht mehr weiß, noch während der Vorstellung sich dem Schauspieler bemerkbar gemacht, sich für die Verwirrung entschuldigt, ihn um Förderung gebeten hat — kurzum:

Dieses Steckenbleiben hatte Folgen — nicht für Kainz, — aber für mich, denn am nächsten Tage wurde ich in ganz Wien gesucht; endlich aufgefunden, jagte man mit einen nicht geringen Schrecken ein: Herr Direktor Hofrat Dr. *Schlenther* wünsche mich zu sprechen!!!

Ich stand vor Schlenther, der mich freundlich aufforderte, ihm etwas vorzusprechen — aber ich konnte ja nichts, versprach, etwas zu lernen. Nach rascher Beratung mit meinen Kollegen der Komparserie entschied ich mich für — Uriel Acosta und — Richard III.

Es ist völlig unergründlich, warum Herr Moissi in diesem Absatz Gedankenstriche macht. Daß er nichts konnte, ist ja keine überraschende Mitteilung. Aber warum stottert er schon, bevor er mit Uriel Acosta und Richard III. loslegt, wie nur Kainz bei seinem Anblick? Ein Komparse, der etwas vorsprechen soll, kann doch nicht die stumme Rolle eines alten Griechen oder Römers wählen! Als es nun dazu kam, stotterte Herr Moissi keineswegs, sondern zeigte sofort die Löwenklaue:

Diese beiden Rollen donnerte ich Schlenther in haarsträubender Mundart ins Gesicht — und der präsentierte mich dem Regiekollegium des Burgtheaters. Alle Gewaltigen: Sonnenthal, Lewinski, Baumeister, Hartmann usw. setzten nach feierlichem Probesprechen und ernsthaftester Debatte ihren Namen unter ein Schriftstück, worauf heute noch zu lesen ist :

Hier wächst die Spannung ins Enorme. Und es kommt eine Pointe, die zu den erschütterndsten Leistungen des Herrn Moissi gehört und mit der er sein Innerstes hergibt, ohne daß es ihm wer geschafft hat. Hier kann ich es mir nicht versagen, dem Wortlaut den Sperrdruck zu verleihen, dessen er im Original entbehrt:

Alexander Moissi, geb. ..., Vater ..., Schule ..., usw. usw. »zum Schauspieler nicht befähigt.« —

Er hat sein Herz aufgerissen; blickt aber sogleich gen Himmel:

Gottes Wege sind wunderbar — und vielleicht hätte ich mich diesem Urteil gefügt ... wenn nicht Joseph Kainz so unerschütterlich an das Omen seines Steckenbleibens geglaubt hätte und seine fördernde, starke Hand über mir gehalten hätte.

Er wies mir meinen Weg, den ich vielleicht sonst verfehlt hätte.

Herr Moissi hat sich dem Urteil der vier Gewaltigen (deren einen sein miserables Gedächtnis »Lewinski« schreibt) nicht gefügt, und nicht daß sie ihn reden hörten, sondern daß seine Stummheit Herrn Kainz die Rede verschlug, war für alles Folgende, für die »großen Folgen« bestimmend. Dieser wies ihm den Weg, den er sonst verfehlt hätte, jene die Tür, weil er den Weg verfehlt hatte. Welcher Mentor hat wohl recht gehabt? Die Geschichte von der Begegnung mit Kainz muß man Herrn Moissi glauben; das Dokument der vier Gewaltigen, das ohne seine Ehrlichkeit nie ans Tageslicht gelangt wäre, ist vorhanden. (Ohne Mühe hätte er ihm wohl auch das Datum entnehmen und damit seinem miserablen Gedächtnis bezüglich seiner Begegnung nachhelfen können.) Nun muß man freilich sagen, daß es vier Gewaltigere in der Kompetenz über schauspielerische Befähigung weder damals gegeben hat noch auf absehbare Zeit geben dürfte, wiewohl Herr Moissi eine schalkhafte Leidensmiene aufsetzt, süß und bitter zugleich, als wollte er diese Kompetenz an der

unbestreitbaren Tatsache seines Weltruhms ad absurdum führen. Aber die Welt läuft eben so, daß Herr Moissi heute mehr Ruhm hat und mehr Gewinn als dazumal sie alle zusammen. Wären sie heute am Leben oder könnte ihresgleichen am Leben sein, so wäre Herr Moissi nicht, und das Urteil über seine schauspielerische Befähigung würde, nach ernsthaftester Debatte, um kein Jota anders lauten. Was aber die schriftstellerische Befähigung anlangt, so muß doch einmal grundsätzlich gesagt werden: Wenn die Leute, die sich heutzutage »Prominente« nennen, auf der Bühne bloß den Mund auftun, so gähnt unsereinem der Abgrund zwischen den Zeitaltern; doch man hängt eben einer verschollenen Akustik nach und hat kein Recht, abzusprechen, wo die Geschlechtsnerven der Zeitgenossinnen in Wallungen und Ballungen geraten. Immerhin ist man vielleicht noch maßgebend, wenn jene auch außerhalb der Bühne den Mund auftun, nämlich zur Feder greifen. Und da soll — mit aller Würdigung der Ehrlichkeit, die ein Dokument herausgibt, um mit ihm eine Karriere und das Urteil einer Generation zu kompromittieren — bemerkt sein, daß einem vor diesem Gespreize und Gescherze, vor diesem Gelalle eines Mittelpunktbewußtseins, vor diesem mangelhaften Ausdruck von etwas, das überhaupt keine Beziehung zu etwas Geistigem, Menschlichem, Natürlichem hat, ein Kotzen angeht. Denn hätte man selbst die ganze Entwicklung verschlafen und wüßte man nichts von der ungeheuerlichen Entwürdigung des Schauspielerberufs zu einem Geschäft im Dienste von Kommis und Kellnern, so brauchte man doch nur die literarischen Spuren einer versunkenen Theaterpoche, die edle Wortkultur der alten Schauspieler, Männer und Frauen, an der auch die neue Kritik in ihr Nichts versinkt, mit den Artikeln, Interviews und Rundfragenschmonzes der heutigen Bühnengrößen zu vergleichen, und man wüßte alles. Wohl waren jene Gewaltigen befähigt, Herrn Moissi auch die Nichtbefähigung zum Zeitungsschreiber zu attestieren, und nichts hätten sie ihm erlaubt, als noch dieses Attest zu veröffentlichen.

Rachel

Von Zerline Gabillon

(Aus dem »Dekamerone des Burgtheaters«)

Ich kann nur mit tiefinnerer Bewegung an jene Tage zurückdenken, denn diese Erinnerung gilt meinem höchsten Idol in der Kunst, dem ich meine anbetende Liebe übers Grab hinaus bewahrt! So machtvoll wirkte diese wunderbare Erscheinung auf mich, daß ich heute, nach so vielen Jahren, noch fähig bin, klar und deutlich nachzuempfinden, was damals mir Kopf und Herz fieberhaft durchstürmte!

Rachel erschien als Adrienne — ich starrte wie im Traum auf die Bühne! — Nach ihren ersten Sätzen durchflog ich schnell den Zettel, war sie es wirklich? — Ich weiß es noch deutlich, sie erschien mir nicht schön genug für eine Liebhaberin, das Organ klang mir zu rauh — auch deklamierte sie gar nicht!! — Plötzlich frappierten mich einige Wendungen in ihrem Gespräch mit Michonnet, ihr herrliches, tiefes Auge leuchtete einen Moment auf, und mir war's, als hätte sie einen Blitz nach mir geschleudert — zur Strafe für meinen Unglauben! Dann kam ihre Liebesszene mit Moritz, die Erzählung von den

Tauben, — da fühlte ich, daß mir unwillkürlich große Tränen über die Wangen liefen — und wie hatte sie mich bezaubert, unterjocht!

Ich will und darf keine Kritik über Rachel schreiben, nur möchte ich etwas sagen, was in dieser, wie in allen folgenden Rollen, so überwältigend auf mich gewirkt. Bei aller Macht und Energie ihres Spiels, bei allem dämonischen Zauber ihres Temperaments hatte sie als hervorstechenden Zug in ihrem Wesen ein tief rührendes Element, das jede Gestalt, die sie verkörperte, vibrieren machte, das ihr schönes Auge in feuchtem Glanze widerstrahlen ließ. Ich kann mir Rachel in keiner Rolle denken, in der sie eine glücklich Liebende vorstellte, sie machte immer für ihr Schicksal zittern — sie *mußte* sterben — entsagen — es gab hienieden kein Glück für sie! Und das lag nie an einer zu düsteren Auffassung ihrer Aufgabe, es war alles im richtigsten Charakter gestaltet, sie hatte jede Zeile künstlerisch geordnet und durchgeistigt, sie kannte kein Abirren von dem vorgesteckten Ziel — ganz unbewußt beherrschte eine tiefe Wehmut ihren Ton, ihre schöne, plastische Bewegung.

Ich durfte sie nacheinander in fast allen ihren herrlichen Schöpfungen bewundern, von denen mir Phèdre, Marie Stuart, Camille und endlich Hermione in »Andromaque« als die allerherrlichsten erschienen sind. Jede dieser Gestalten umgab sie mit einer Strahlenkrone der Hoheit und geistigen Schöne, die den Zuschauer sofort in Bann schlug. Man mußte sie abgöttisch lieben, wenn sie auch vor unseren Augen die größten Verbrechen beging.

Und nun kam der letzte Abend, der mir ewig denkwürdig bleiben wird, Man gab »Andromaque«. Diese kühl gehaltene, uns durchaus fremdartig anmutende Tragödie Racines konnte nur durch das Genie Rachels Blut und Leben bekommen. Und wie wußte sie uns hinzureißen! Da stand diese zarte, gebrechliche Gestalt, schön und bewundernswert in ihrer einfach edlen, keuschen Gewandung; jedes Wort wurde zur Bedeutung, jeder Blick traf zündend. Liebe, schmerzlichste Enttäuschung, Zorn, Raserei durchbebten ihren Körper, ihre Seele, und doch, welche geläuterte Ruhe in der glühendsten Leidenschaft! Nur das Auge brannte in verzehrendem Feuer, nur dieser zierliche, fast hagere Arm, machtvoll erhoben, sprach eine stumme, gebietende Sprache — der ganze Körper blieb statuenhaft ruhig, voll Majestät und Würde. Szene auf Szene folgte; Hermiones Schicksal erschütterte das ganze Haus; — und wie sie nun Hektor zur Rache gegen Pyrrhus aufstachelt und dann, seinen Tod erfahrend, sich gegen den Rächer wendet — mit welchem Tone, mit welcher Gebärde sie dem Orest bei der Schilderung seines Meuchelmordes zudonnert: »Taistoi, perfide!« — wie sie dann noch einmal, erhaben und rührend, die ganze Wucht ihrer Leidenschaft ausströmt: dafür gibt es keine Beschreibung, das hat man zitternd miterleben müssen, um es ewig gegenwärtig zu haben!

Liebeserklärung an Zerline Gabillon

Da du, fast Greisin, starbst, war ich ein Knabe —
und nun strahlt mir zurück dein holdes Leben,
als hätte einst ein Mann ein Weib geliebt,
und trüge ihren Glanz durch seine Zeit.
So voll von allem, was Natur und Geist
in Frauenzüge jemals einverleibt,
so unvergänglich standest du dem Sinn
und ließest Rücklauf aller Phantasie.
Denn das Geschaffne lebt in andrem Maß
als dem der Zeit und lebt im Schaffen weiter
und weiter schafft ein voller Augenblick,
ein Strahl, ein Klang, ein Etwas von dem Wunder,
das einst erlöschend mich entzündet hat.
Was war es nur, daß zwischen all den Formen
von hoher Fraulichkeit, ja vor der Wolter,
der himmelragend schönen Höllenflamme,
du das Vermächtnis warst, die treue Botschaft
für mich und durch mich an die leere Zeit?
Was war es nur, daß deine edlen Reste
die jungen Sinne freier aufgetan
als alles ganze Glück der gleichen Jugend?
Im Sieb der irdischen Vergänglichkeit
war damals wenig, weniger ist heute
nachlebendem Bewußtsein anvertraut:
und dennoch, welche Fülle von Geheimnis,
die in die Tage deines Aufgangs reicht!
Ich sah dich jung, und das war deine Kraft.
Ich seh dich jung, und das ist meine Kraft:
bis an den Tag hin, wo die trübe Welt
so freundlich schien und richtig eingeteilt,
als dich dein Landsmann, der Gascogner, freite.
Das war wohl Benedicts, das war Petruccios
Sieg über Beatrice, Katharina.
Nie schwirrte so ein Pfeil wie deine Zunge,
nie klirrten Messer scharf wie deine Lippen,
zum Schluß und Kuß doch Petschaft deines Herzens.
Und wie verband sich Anmut dem Verstand,
der die Regentin, der die Gräfin Terzky
staatsmännisch führen und verführen ließ.
Doch nie zuvor, nie wieder, waren Bretter
so voller Rausch und Reiz der großen Welt
wie damals, da die Dame Gabillon
mit Blick und Laut auf ihnen Leben sprühte.
Und Herzogin und Gräfin und Marquise
mit dem vom Vorbild unerreichten Adel
war eine deutsche Jüdin, Fräulein Würzburg:
sie und ihr Partner Adolf Sonnenthal
das bessere Nachbild einer Wirklichkeit,
die solchem Werk zulieb des Daseins würdig
und sonst nur ihrer Scribe und Pailleron.

Aus Bühnentagen, wo Persönlichkeit
zum Leben sprach und oben stärker war
als unten, und aus unverarmtem Schatz
der lebensbildend frühen Eindrucksfülle;
mit dem Gedächtnis, das dem Traum gehört,
als Ahnung rückerobert und den Tag
vor Trug und Mißton schützt, werb' ich um dich:
zeitloser Anmut unversehrtes Bild,
von allen Rahels liebenswerteste —
und wär's durch siebzig Jahre, wären's Tage!

Notizen

Im letzten Heft (Nr. 735 — 742, Oktober 1926) hätte mitgeteilt werden sollen, daß bis zu diesem ein volles Vierteljahrhundert erfüllt war seit dem Tage, als der Druck der Fackel von der Druckerei *Jahoda & Siegel* übernommen wurde. Das erste Heft, das sie hergestellt hat, war die Nr. 82 (Anfang Oktober 1901). Es sind somit 661 Nummern aus dieser Druckerei hervorgegangen, ausnahmslos unter persönlichster Aufsicht und Mitwirkung *Georg Jahodas*. Nach seinem Hingang wird mir dieses wichtigste Datum in der Geschichte der Fackel gegenwärtig, auf das der stillste aller Wohltäter mich nicht aufmerksam gemacht hatte, mir so verwehrend, ihm die letzte Freude einer festlichen Erinnerung zu bereiten.

Am 25. Oktober ist die neue Auflage der »*Letzten Tage der Menschheit*« (17. bis 23. Tausend, einschließlich der Aktausgabe) im Verlag Die Fackel, Wien—Leipzig erschienen. Diese Neuauflage unterscheidet sich von den früheren durch ein neu eingerichtetes Personenverzeichnis, das, die Seiten XI bis XXXV umfassend, die Personen und die Örtlichkeit jeder einzelnen Szene anführt wie auch die Seite des Werkes, auf der sie beginnt, so daß ein rasches Auffinden ermöglicht ist. Die Anlegung dieses Personenverzeichnisses stammt von *Georg Jahoda*.

In Nr. 697 — 705, S. 108, Z. 5 v. u. statt »Hoffnng«: Hoffnung.

In Nr. 706 — 711, S. 12, Z. 13 statt »Positon«: Position.

In Nr. 712 — 716, S. 21, Z. 17 statt »enttäucht«: enttäuscht.

In Nr. 717 — 723, S. 11, Z. 5 v. u. fehlt nach »Elisab« der Punkt; S. 78, Z. 1 v. u. statt »könnneu«: können; S. 92, Z. 17 statt »Burckhardt«: Burckhard.

In Nr. 726 — 729, S. 74, Z. 4 statt »Lassales«: Lassalles; Z. 20 fehlt nach »Presse« der Punkt.

In Nr. 735—742, S. 51, Z. 20 statt »schnodrige« (im Original): schnoddrige; S. 63, Z. 11 statt »das«: daß; S. 77, Z. 8 statt »uuserem«: unserem; S. 130, Z. 24 statt »Erkankung«: Erkrankung; S. 136, Z. 15 v. u. statt »von«: vom; S. 141, Z. 15 statt »Haczag«: Hacsak; S. 153, Z. 6 statt »amusan«: amüsan; S. 159, Z. 13 v. u. statt »Phrophet«: Prophet; S. 160, Z. 9 statt »emport«: empor.

Ein Leser macht, mit sachlichem Recht, darauf aufmerksam, daß in Nr. 717 — 723 den Bezügen des Herrn Hofmannsthal in einem der zitierten Fälle ein Unrecht widerfahren ist. Der Satz (S. 63, unten) von den »zwei großen Gestaltungen deutschen Geistes«, die »in dem 'Nachsommer' einbezogen und der Welt, die in ihm hervortritt, zugrundegelegt« sind, ist zwar gedanklich—stilistisch ein Monstrum, aber grammatisch möglich. Seine innere Wirrnis hat ihm — auf eine heute nicht mehr erklärliche Art — die falsche Deutung zugezogen, als ob »in« der Welt (der etwas zugrundegelegt ist) etwas hervortreten sollte. Der Kommentar ist wohl den Verstrickungen des Herrn Hofmannsthal erlegen; weil er aber an und für sich uneben ist, muß er beseitigt werden. In einer Buchausgabe wird die Stelle etwa so verkürzt sein:

— — nicht zu dermachen. Besser, man bleibt beim Bezug, da macht sich alles von selbst: — —

Die dem aufmerksamen Leser erteilte Antwort gilt auch für andere:

... Bezüglich Ihrer Ausstellung an dem Passus in einem älteren Heft, wie früherer derartiger Fälle, möchten wir — mit aller Achtung vor einer durch die Fackel—Lektüre geschärften und gereizten Aufmerksamkeit — nur bitten, die große Arbeit zu bedenken, die solche nachträglichen Revisionen verursachen. Daß Irrtümer vorkommen, ist ja natürlich, aber hier muß wohl der Sorgfalt, die sie feststellt, beim Leser wie beim Autor eine zeitliche Grenze gesetzt werden und jener darf es sich bei größter Gewissenhaftigkeit an der Anzeige solcher Fehler genügen lassen, die ihm in der jeweils letzten Publikation aufstoßen ... Ihre Korrektur ist richtig — der Fehler unmittelbar aus der Wirrnis des schlechten Hofmannsthal'schen Satzes hervorgegangen —, und da sie nun einmal vorliegt, muß sie beachtet werden. Unser Ersuchen betrifft etwaige zukünftige Möglichkeiten einer Revision des längst Vergangenen. Wenn der Autor selbst alte Hefte lesen wollte, würde er wohl auf Schritt und Tritt sich zu nachträglichen Korrekturen veranlaßt fühlen, deren Durchführung keine neue Zeile entstehen ließe. Wir bitten dies aber auch auf gewöhnliche Druckfehler beziehen zu wollen. Wenn man sich nicht darauf beschränkt, solche im jeweils letzten Heft festzustellen, so kann es sehr leicht geschehen, daß man sie, auf die Anzeige verschiedener Leser hin, wiederholt korrigiert, da man dann doch nur auf das Gedächtnis angewiesen ist und nur schwer kontrollieren kann, ob und wann sie bereits korrigiert waren.

Wien, 1. November 1926

An den Verlag 'Die Fackel'

Gestatten Sie, daß ich mich mit folgender Anfrage an Sie wende. Die Vereinigung sozialdemokratischer Bankangestellter veranstaltet gegenwärtig mehrere Bildungskurse, von denen einer »Ballade und Weltgeschichte« Dr. Josef Luitpold Stern zum Leiter hat. In der dritten Stunde (vorigen Mittwoch) dieses Kurses wurde von

dem Vortragenden die Weltanschauung Goethes kurz gestreift und er behauptete dabei Folgendes:

»G. werde von vielen verkannt, einen fundamentalen Irrtum begeht z. B. Karl Kraus, der in einem besonderen Fackelheft diesen zum Monarchisten stempelt. Goethe sei aber nach seiner Meinung — so paradox es klinge — höchstens ein sozialistischer Monarchist, d. h., G. hatte sich alle Reformen als nur durch den Fürsten durchführbar vorgestellt, von dem er gleichzeitig forderte, ein Edelmensch, eine echte Führernatur zu sein.«

Ich frage Sie nun, welches Heft der »Fackel« kann hier gemeint sein, und ich wende mich absichtlich an den Verlag, um dem in Abwesenheit Angegriffenen die Möglichkeit zur Entgegnung zu geben.

In steter Wertschätzung Ihrer Arbeit

— —

4. November 1921

Sehr geehrter Herr!

Wir danken Ihnen bestens für Ihre so freundliche Mitteilung, doch ist deren Absicht — »dem in Abwesenheit Angegriffenen die Möglichkeit zur Entgegnung zu geben« — nicht ganz verständlich. Der Herausgeber der Fackel kann doch wohl kaum jede, ja nicht immer erhebliche Meinung oder Äußerung des Herrn Josef Luitpold Stern, die er in einer Versammlung von sich gibt, zum Gegenstand einer »Entgegnung« machen. Wenn Sie aber als Ohrenzeuge dieser Äußerung von unserer Feststellung Gebrauch machen wollen, daß nie »in einem besonderen Fackelheft Goethe zum Monarchisten gestempelt«, wohl aber einmal der Verirrung seiner Karlsbader Huldigungen gedacht wurde, so haben wir natürlich nicht das geringste dagegen einzuwenden. Wobei wir noch dem Wunsche Ausdruck geben, daß der Herr, der den Bildungskurs »Ballade und Weltgeschichte« abhält und Goethes Weltanschauung »kurz streift«, über diese gründlicher informiert sei als über jenen Aufsatz der Fackel.

In vorzüglicher Hochachtung

— —

Cassel, den 17. Okt. 26

Auf Seite 93 der Fackel No. 735 — 742 weisen Sie auf das »Leichte Capricholied« des Kriegslыrikers Kerr hin mit dem Bemerkten: »Das hat er also tatsächlich in seine Gesammelten Werke aufgenommen«, ohne auf einige höchst interessante Varianten gebührend einzugehen, wahrscheinlich, weil Sie den Band zu Unrecht nicht einer näheren Prüfung für wert hielten. In:

»Caprichos / Strophen des Nebenstroms von Alfred Kerr /
MCMXXVI / I. M. Spaeth Verlag Berlin«

hat sich dieser Wurf Speichel auf S. 167 in Druckerschwärze materialisiert, nachdem er sich so verändert hatte:

1.) Krätzerich, im *Blättchen* lebend,
Nistend, mistend, »ausschlag«—gebend.

Armer Mächtgern! Er schreit:
»Bin ich ä Perseenlichkeit ... !«
2.) ist unverändert geblieben.
3.) Vor dem Duft reißt mancher aus.
Tachtel—*Graus!* Tachtel—*Graus!*
Armes Kruppzeug; glotzt und schreit:
»Bin ich ä Perseenlichkeit ... !«

Die Numerierung V. fällt fort, die 12 Zeilen stehen in ihrer ganzen Pracht als abgerundetes Kunstwerk da. Außerdem ist noch zu vermerken, daß der genannte Band nicht in der Reihe der »Gesammelten Werke«, sondern als Einzelpublikation erschienen ist.

Ich glaube mich zu diesen Berichtigungen verpflichtet, da Sie auf der gleichen Seite auf den »sorgfältig reproduzierten Text« des Herrn Kerr verweisen. Und welch Grausen vor dem eignen Mut enthüllt doch dieser ganz richtig nicht mehr in Blättern, sondern im »Blättchen« lebende und schließlich doch wieder unterdrückte »Tachtel—Kraust«!

Nicht Feigheit war das Motiv, sondern er hat mich nicht in seine Unsterblichkeit mitnehmen wollen. Da bin ich doch ganz anders!

Am 6. Oktober haben die bürgerlichen Zeitungen von einem »Zwischenfall« auf dem Paneuropa—Kongreß gesprochen, aber nicht erwähnt, worin der Zwischenfall bestand, vielmehr sichtlich den Finger auf den Mund gelegt. Der offizielle Bericht wurde unterschlagen, wie aus der 'Arbeiter—Zeitung' hervorging, welche schrieb und einigermaßen abstrus zitierte:

... Nun kam Kurt Hiller zu Wort. Dieser Berliner Schriftsteller ist in Wien wenig bekannt, er ist ohne Zweifel eine interessante Persönlichkeit: eigenwillig, ja verschroben, oft ungerecht, aber immer ein geistreicher Denker. Über seine Rede besagt nun der offizielle Bericht:

Kurt Hiller sprach über Demokratie. Seine Rede wurde mit Beifall, stellenweise mit *Zischen* und *Zwischenrufen* aufgenommen. Er wendete sich in heftiger Weise gegen die Demokratie, gegen die parlamentarischen Völkervertreter und sagte unter anderm: »Mußte zum Beispiel ein Genie von jener humanitären Glut und gedankentechnischen Gewalt, die einen *Karl Kraus* über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt ... « (lebhafter Beifall und *Zischen*; Zwischenrufe: Was hat die Rede mit Paneuropa zu tun? — Unterbrechung.)

Der *Vorsitzende* erklärt, man müsse auch Toleranz erweisen den Gedanken gegenüber, denen man nicht zustimme. Der Redner habe ihm erklärt, daß er höchstens noch *fünf Minuten* sprechen werde. Er bitte, ihn ruhig anzuhören. (Beifall und Rufe: *Gott sei Dank!*)

Kurt *Hiller* (fortfahrend): ... und keineswegs seiner Zeitgenossen nur — nicht nur denen wirken, die durch Beschlüsse, Befehle, Verbote von langer Dauer die Gesicke der Menschen, die Gesicke der Völker lenken.

Nachdem Hiller unter *großer Unruhe* seine Rede beendet, erklärte Vorsitzender Löbe, es liege eine *erhebliche Abweichung* von dem Thema des Abends vor ...

Folgte eine Feststellung des Begriffs der Demokratie. Die Sparationierungen der 'Arbeiter—Zeitung' sind gewiß nicht uninteressant; ob die Verwandlung dessen, was der Redner gesagt hatte, in einen Gallimatthias ihr Werk oder das des offiziellen Protokolls ist, läßt sich nicht feststellen. Er hat nun, anstatt ihr selbst, dem Verlag der Fackel den Wortlaut übermittelt:

zur Zeit Frankfurt a/ M, 11. X.

Wollen Sie die Güte haben, Herrn Karl Kraus mitzuteilen, daß die 'Arbeiter—Zeitung' meine Worte über ihn auf dem Paneuropa—Kongreß unrichtig wiedergegeben hat. Ich habe — selbstverständlich — nicht von seiner »gedankentechnischen« Gewalt gesprochen, sondern mein Satz lautete:

»So tief hat die Mehrheitenwirtschaft uns schon in den Sumpf gezogen, daß die Idee, Menschen, die durch *diese* Vorzüge (welche — das legte ich vorher dar) ausgezeichnet sind, könnten unter den Gesetzgebern sitzen, wie eine Groteske wirkt. *Müßte* zum Beispiel ein Genie von jener humanitären Glut und gedankenschöpferischen Gewalt, die einen Karl Kraus über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt — und keineswegs seiner Zeitgenossen nur —, nicht *unter* denen wirken, die durch Beschlüsse, Befehle, Verbote von langer Dauer die Geschicke der Menschen, die Geschicke der Völker lenken?«

Hochachtungsvoll

Dr. Kurt Hiller, Berlin

Dieser Wohlmeinung gegenüber versichere ich, daß ich meine gesetzgeberische Wirksamkeit auf die Einfügung des Wörtchens »nicht« in das Staatsgrundgesetz beschränken würde, wonach es jedermann gestattet ist, seine Ansichten in Wort und Schrift auszudrücken. (Alles weitere zum Heil der Menschheit ergäbe sich ja dann von selbst.) Womit ich natürlich nicht die so mutigen und für mich so schmeichelhaften Ansichten des Redners meine, sondern die einer Presse, die, soweit es mich betrifft, schon längst von meiner Abschaffung der Preßfreiheit Gebrauch macht. Ferner bin ich ihm dankbar, daß er mich diesmal für keine Tafelrunde der Vernunft, als Sitznachbarn neben dem Kerr, vorgeschlagen hat, in der bekannten Reihe von Barbusse bis Unamuno ¹. Erst neulich war er wieder so freundlich, um mich herum eine Gruppe zusammenzustellen, die von Moses bis Werfel reicht. Wie keiner wird dieser es nachempfinden können, wie es mir lang' schon weh tut, daß ich mich in der Gesellschaft seh'. Womit ich natürlich nicht Moses und andere meine, sondern andere. Ich hab' nun die Antipathie und ich denke, es ist für beide Teile besser, mich allein zu lassen und nicht an Europa anzuschließen.

Die Publikation einer längst geschriebenen, in Druck gelegten und vorgelesenen Polemik mit schroffer Wendung gegen die Weltbühne, wäre trotz der sachlichen Notwendigkeit dem Autor selbst mißtönig, würde nicht, nach

1 s. Heft 735 »Aus dem Reiche der Vernunft« # 07

dem Tode Siegfried *Jacobsohns*, auch der Gesamtleistung einer Zeitschrift gedacht, die vor und neben allem Abweg eine gute Richtung eingeschlagen hat. Sein warmherziges Werben und Eintreten für die Fackel konnte dieser nicht den Blick benehmen für vielerlei Verzerrung einer publizistischen Figur, die immerhin eine war, schon durch solche Mutproben im Krieg und umsomehr vermöge der durchhaltenden Unerschrockenheit in der Mordluft eines nachkriegerischen Deutschland. Er hat sich ohne Zweifel durch jene Kritik des Berliner Vortrags im Jahre 1917 mehr in Gefahr gebracht als der Vortragende selbst; ein Verdienst, das ihn für die Bedenklichkeit mancher politischen Artikel rehabilitieren mochte, die die 'Weltbühne' als Stätte der Kriegsdienstleistung offenbarten, und dessen Gedenken lange genug das Ärgernis an mutwilligen und hinfälligen Polemiken wie an einem unzulänglichen Briefkastenhumor zurückgedrängt hat. Desgleichen den Verdruß, daß ein Kritiker, der in seinem eigensten Feld der Theaterbetrachtung ein Schriftsteller war, in die Einflußsphäre weit geringerer Kapazität und Kennerschaft geraten konnte. Trotz vieler politisch wertvollen Leistung im Kampf gegen die Todfeinde des Friedens erscheint die Umwandlung der 'Schaubühne', die ihn in seinem Bereich zeigte, in eine 'Weltbühne' doch als ein Vermessen geistiger Führerkraft und eines kulturverantwortlichen Sinnes, der sich nach der Raumfüllung oft genug nur noch in der Erkenntnis des Mißgriffs bewähren konnte. So wäre es unfehlbar auch in der Angelegenheit der Prostitutionsinserate geschehen. Weil aber der Tadel in einem Zeitpunkt erscheint, wo es nicht mehr geschehen kann, so muß ihn die Anerkennung ergänzen, die einer Leistung gebührt, welche vor dem Unsäglichen der deutschen Druckwelt zu richten mich Überwindung gekostet hat.

'Hochland' (München, November): »Die literarische Kritik«. Von Friedrich M. Reifferscheidt. — 'Das Programm der Münchner Kammerspiele im Schauspielhaus' (Redaktion: Heinrich Fischer, München, November): »Neue Theaterbücher, besprochen von August Wilhelm Schlegel«: »Wolkenkuckuckshaus«. — 'Der Pionier' (Hamburg, V. 13, September). — »Die letzten Tage der Menschheit«. Von Kilian Közle. 'Saturday Telegraph' (Grimsby, November 6): Vienna to—day. By »The Scribe«.

STIMMEN

'Die Weltbühne' (XXII, 31, Berlin, 3. August):

Der Fall 'Stunde'

Es ist ein Verhängnis, nein, ist innere Logik, daß die Presse des Skandals abstirbt im Skandal der Presse. Der Fall 'Stunde' nahm seinen Ausgangspunkt im Verfall Wiens, und aus dem Fall wurde ein Sturz erst, als die Zahlungsunfähigkeit dieser Stadt feststand. Wer noch kein Marxist ist, könnte es hier werden. Es ist nicht die wilde Feder des Wiener Kierkegaard Karl Kraus, nicht die späte, aber nützliche Bundesgenossenschaft der 'Arbeiterzeitung' und auch nicht die publizistische Einheitsfront von der 'Neuen Freien Presse' bis zur 'Roten Fahne', was dem Schandtreiben der Bekessy —Leute in Wien ein, ach, so spätes Ende gesetzt hat, sondern —

so paradox ist oft das Leben —: der Tiefpunkt des wirtschaftlichen Niedergangs ist der Ausgangspunkt des moralischen Aufstiegs geworden. Solange die Geschäftsleute in der Stadt dick verdienten, ließen sie den Inseratenerpresser willig mitverdienen. Jetzt, da keine Geschäfte mehr gemacht werden, da neun Zehntel der Banken auf dem Zentralfriedhof der Wirtschaft begraben liegen, gibt es auch keine Beute mehr für die Piraten der Publizistik, und wer bereits in Konkurs ist, entdeckt, daß er sich nicht mehr zu fürchten braucht. In dem Augenblick, da Alle wußten, daß Alle pleite sind, da erkennen sie, daß es nichts mehr zu verschweigen gibt und daher auch nichts mehr zu fürchten. Das ist der nüchtern—wirtschaftliche Hintergrund des Hinauswurfs Emmerich Bekessys aus Wien.

Es ist notorisch, daß die 'Stunde', als die Luft schwül wurde, offen und ungeniert in das Lager der Christlichsozialen Partei überging. Kein Politiker war ihr zu reaktionär, als daß sie verschmäht hätte, sich von ihm politischen Schutz zusichern zu lassen. Es nützte Alles nichts. Bekessy, der rechtzeitig das Weite gesucht hatte, kehrt nicht mehr nach Wien zurück: er hat die Mehrheit der Aktien des Kronos—Verlags an seine Gläubiger (an die Druckerei und zwei Annoncenfirmen) verkauft und begnügt sich mit einer ausgiebigen Rente, die er noch jahrelang aus Wien beziehen wird. Aber die Verhaftung der beiden Geschäftsleiter des Kronos—Verlags O'Brien und Forda bietet eine Gewähr dafür, daß die Angelegenheit 'Stunde' noch nicht erledigt ist. Wenn es zum Prozeß kommt, dann wird es nicht ein Prozeß O'Brien—Forda werden, sondern — so weit kann Bekessy gar nicht sein, um das zu verhindern — ein Prozeß Bekessy.

Bruno Frey

Nein, es war gewiß nicht die späte, aber nützliche Bundesgenossenschaft, es war nicht die publizistische Einheitsfront nach der Schlacht, es war nichts von all dem, was post festum mitmachte, und kein Nachrufer hat das Ende bewirkt. Aber daß es »nichts mehr zu fürchten gab«, ist eine Behauptung, die schon an Mut grenzt. Ich habe es erlebt, wie sich kein Machthaber in Wien gefürchtet hat und wie sich die Opfer förmlich zu Strafanzeigen drängten. Aber wie wurde nur der Hinauswurf, dessen »nüchternwirtschaftlicher Hintergrund« wohl eine schmockische Konstruktion ist, bewerkstelligt? Und war er denn nötig, da ohnehin kein Geschäft mehr zu machen war? Nun, das Geschäft ging noch immer so gut, daß davon auch Erben, die nicht erpressen, heute leben können. Ob, wer noch kein Marxist ist, es hier werden könnte, mag zweifelhaft sein. Denn wer es schon war, hat keinen Finger gerührt und so sehr auf die Macht der Verhältnisse vertraut, daß jener noch heute in Wien wirkte, wenn eine »wilde Feder« nicht ihres und damit auch eines andern Amtes gewaltet hätte.

*

Selbst die Eitelkeit würde es sich versagen, Dokumente wie die folgenden zu veröffentlichen, die schon wahre Ekstase zum Ausdruck bringen. Es ist aber doch gegenüber der systematischen Fälschung der Zeitgeschichte, die sich in der heroischen Haltung der Nichtkämpfer und in der feigen Verdunkelung der Tat ausspricht, unerlässlich. Denn es muß wohl etwas zu bedeuten haben, daß diese in allen Weltgegenden so ganz anders gesehen und empfunden wird als dort, wo die Meinung öffentlich ist und die private Dummheit be-

herrscht. Der erschütternde Kontrast ist es, was Kundgebungen wie diese — Beispiele aus einer Fülle — aufhebenswert macht:

Paris, 14. 10. 26

Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie, Ihrem Herrn Herausgeber die Gefühle der Bewunderung und tiefen Verehrung zu übermitteln, die mich stets und aus Anlaß der Flucht Bekessys aus Wien, erneut für ihn erfüllen. Wohl selten hat der Kampf eines seine Mitmenschen an Gewissen und Leistung weit überragenden Mannes in jedem, der überhaupt an der sittlichen Gestaltung der Welt Anteil nimmt, eine so leidenschaftliche Anteilnahme ausgelöst, wie der zähe und unbeirrbare Kampf, den der Herausgeber Ihrer Zeitschrift in beispielgebender Tapferkeit und Unerbittlichkeit gegen die Macht der Finsternis geführt hat.

Ich weiß, daß Ihr Herausgeber, von Lob und Tadel gleichermaßen unberührt, den Gesetzen seiner Pflicht folgt. Wenn ich trotzdem, übrigens im Einverständnis mit einer ganzen Anzahl hiesiger Leser Ihrer Zeitschrift, diese Zeilen an Sie richte, so möge er bedenken, daß wir Andern, die wir nicht die Berufung haben, an exponierter Stelle für die ewigen Ziele zu kämpfen, uns damit begnügen müssen, vielleicht einmal im Leben, dem Menschen zu danken, dem ein Gott zu sagen gab, was wir leiden, und dessen »Fackel« wir ewig zur Hand nehmen können in dem beglückenden Gefühl: *Mea res agitur!* ...

Reutte i. Tirol, 22. Oktober 1926

Ich kann nicht umhin, Ihnen für die Nummer Mitte August l. J. meinen Dank auszusprechen.

Abgesehen von der sachlichen Leistung, die eine wahrhaft edle und vaterländische Tat ist, bin ich zu fast noch größerem Danke für die einzigdastehende stilistische Leistung verpflichtet. Das Lesen dieses Fackelheftes hat mir über Stunden schwersten Kummers und bitterster Enttäuschung hinweggeholfen ... Ich neige mich in Ehrfurcht und tiefster Dankbarkeit und danke Gott, daß es eine deutsche Sprache gibt und Menschen, die sie und ihre Worte und ihre Wörter verstehen und anzuwenden wissen ...

Lawrence, Kansas d. 9. IX. 26

Unter dem unmittelbaren Eindruck der ersten Lektüre des letzten Fackelheftes (Die Stunde des Todes) möchte ich nicht säumen, Ihnen meinen vom Herzen aufrichtigen Glückwunsch zur vollbrachten Tat entgegenzurufen. *Nun muß es sich zeigen*, ob jene, die Ihnen aus der Ofenecke stillen Beifall gezollt haben, *wenigstens jetzt mutig genug sind*, aus Ihrem Kampf für sie die Konsequenz zu ziehen, und ob sie seiner *nachträglich würdig* sein werden. An ihnen, nicht an Ihnen liegt es von nun ab; Sie haben — schon rein stofflich und materiell — mehr denn Ihren Teil getan, von der geistig—künstlerischen Leistung gar nicht zu reden. — O dieser herrliche letzte Aufsatz! Es ist eines der *heitersten* Erlebnisse, die mir jemals durch die Kunst zuteil wurden, was ich übrigens von der ganzen »Bekessiade« sagen könnte. Da sind Stellen, die Klang und Tempo des Orgelrausches im Tedeum haben, die Triumphekstase des Freudenchores der Neunten Symphonie, den feierlichen Frohsinn der Gloria. — Hinter jedem Wort dieser großen Auf-

satzreihe ist aber dem aufmerksamen Leser hörbar, daß Sie die Grundgefahr einer Neuen Freien Presse, eines Berliner Tageblatts, einer London Times oder deren Namensvettel von New—York als eine weit größere würdigen als die horrible Vordergrunderscheinung einer Eintagsschmeißfliege wie die Stunde; in einem der früheren Essays haben Sie dies auch ziemlich deutlich angedeutet, und in diesem letzten noch deutlicher (S. 15 — 17 ¹), und es wäre nur zu hoffen, daß Ihre dankbare Gemeinde es selbst ein- sieht oder diesen allerwichtigsten Punkt beim Lesen der Fackel nicht hastig und achtlos überflogen hat ...

*

Eine einzige publizistische Stimme hat sich rückhaltlos geäußert, 'Der Zwiebfisch' (Hans von Weber Verlag, München, XIX., Heft 3/4):

Die Fackel, Herausgeber Karl Kraus, Verlag »Die Fackel«, Wien. Es scheint, daß erst eine ferne Zukunft das gigantische Lebenswerk des Kämpfers für Sittlichkeit und Kultur Karl Kraus in seiner Weltbedeutung erfassen wird. Seit 28 Jahren brennt seine Zeitschrift »Die Fackel« als läuternde Flamme in der Atmosphäre einer europäischen Weltstadt, deren symptomatischer Zustand sich ihm zum Weltbild der Verworfenheit unserer Zeit formte. Karl Kraus, einer der sprachgewaltigsten Künstler der deutschen Literatur, wurde jahrelang totgeschwiegen und wird es auch heute noch mit wenigen löblichen Ausnahmen. Sein rücksichtsloser Kampf gegen die Korruption der Weltmacht—Presse hat ihm eine Ächtung zugezogen, die für ihn eine ehrende splendid isolation ist. *Das letzte Werk seiner gerechten Feder ist die Austreibung eines der großzügigsten Presse—Piraten der Kulturgeschichte aus Wien, des Ungarn Imre Bekessy, der als Herausgeber einer Reihe von blühenden und mit fluchwürdiger Geschicklichkeit gemachten Erpresserblättern ('Die Stunde', 'Die Bühne', 'Die Börse') eine Großstadt jahrelang in einer profitablen Mischung von Schrecken und erbärmlichem Amusement erhielt.*

Und von sämtlichen sozialistischen Vertretungen hat nur der »Freigeist«, Verein für freie Weltanschauung, das Wort gefunden:

Wien, 21. August 1926

Mit großer Freude sahen wir den von uns lang ersehnten Augenblick kommen, da der Prototyp des Preßpiratentums, Bekessy Imre, den Staub Wiens von seinen Füßen schüttelte und »reiste«. *Wir wissen, wem das Wiener Proletariat diese Befreiung von jahrelang erduldeter Kulturpein zu verdanken hat.* Wir danken Ihnen innig für Ihre Befreiungstat und beglückwünschen Sie aus ganzem Herzen zu Ihrem Sieg. Wir, die wir alle Stadien dieses namenlos schweren und erbitterten Kampfes kennen, wissen *die Kulturtat eines von allen berufenen Instanzen dieses Landes im Stich gelassenen »einzelnen Schriftstellers«* gebührend einzuschätzen ...

1 Er meint den Absatz, der mit »Daß der, der sich manchmal ... « beginnt

Seit Oktober wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus Rezensionsexemplaren und einem Autogramm, Porti und Abonnementreste) S 10.89.

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien und Karten (Aufnahmen aus den Ateliers Trude Fleischmann, Wien und Joel Heinzelmann, Charlottenbutg) S 29.—.

Dem Israelitischen Blinden—Institut Hohe Warte (eine Spende von Frl. N. W.) S 10.—.

Diversen Zwecken S 60.80.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 10. und 24. Oktober an Bedürftige S 291.68.

Der volle Ertrag der Vorlesung 1. November (inkl. S 50.— Honorar Eduard Steuermanns, das er dem wohlthätigen Zweck widmete) an das Israelitische Blinden—Institut Hohe Warte, an den Allgemeinen Schriftstellerverein Berlin, zu einer Sammlung für Else Lasker—Schüler und an Bedürftige S 591.19.

Von dem Ertrag der Vorlesung 20. November an Bedürftige, an die Kinderheime der Roten Hilfe, Berlin und an die Reichsanstalt für Mutter— und Säuglingsfürsorge S 418.38.

Buße in einem Beleidigungsprozeß (Kläger K. K. und Dr. Ludwig Münz): dem Verband der Kriegsblinden Österreichs S 2.000.— und einer notleidenden Familie S 1000.—, zusammen S 3.000.—.

Den Armen der Stadt Wien in Form von Geldstrafen der 'Stunde' (Erhöhung der Strafe S 60.— auf S 100.—. Weiteres noch nicht rechtskräftig) S 40.—.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 44.332.59.

VORLESUNGEN

Theater der Dichtung.

Kleiner Konzerthausaal, 10. Oktober:

Blaubart, Operette in 3 Akten (4 Bildern) von Jacques Offenbach, Text nach Meilhac und Halévy von Julius Hopp, bearbeitet vom Vortragenden. (Erstaufführung im Theater an der Wien am 21. September 1866.)

Das Höflingslied des Grafen Oskar (zu zwei Strophen des Originals) mit den fünf Zeitstrophen der früheren Vorträge und drei neuen. Wiederholt: das Lied der Boulotte »Ha, wie sie schauen, wie sie gaffen«, der zweite Teil des Blaubart—Entrees mit Chor »Da ich euch nun ohne Säumnis ...«, die letzte der Zusatzstrophen des Höflingsliedes und das Lied des Pagen Urbain [Clementine] auf französisch.

Begleitung: Otto Janowitz (Staatsoper).

Vor der Wiederholung der ganzen letzten Strophe mußten, da der Sturm im Saale den Vortragenden zum Chor der Höflinge gar nicht gelangen ließ, die Verse des Grafen Oskar wiederholt werden, so daß diese dreimal zum Vortrag gelangten, was gewiß die außerordentliche Beliebtheit des Finanzministers im Staate des Bobèche beweist. Die beiden Schlußzeilen des Chors »Tascherl, Flascherl usw.« — zogen sich dann leitmotivisch, beim Abgang der Höflinge und beim Wiedererscheinen des Alvarez, durch den Vortrag und wer-

den hoffentlich noch lange nach dem Abgang des Finanzministers im Staate des Bobèche auch außerhalb des Saales von seinen Verehrern gesungen werden. Insbesondere hätte sich der Gesang auch für den fidelen Ministerrat selbst empfohlen, der einige Mal in der Woche im Kabinett eines Wiener Restaurants seine Sitzung hielt, die man, bei etwas ausgedehnter Interpretation der Polizeivorschriften, schon Tagung nennen konnte: also eben in den Stunden, in denen ich damit beschäftigt bin, diese Sachen zu schreiben.

Oskar

Schließlich aber sei's besungen,
Daß nun reiner doch die Luft,
Da der große Wurf gelungen:
Draußen endlich ist der Schuft!
Und alle kriegen jetzt Kurasch'.
Doch bleibt eine [[: große Lücken :]]
Man braucht wen, um [[: sich zu bücken :]]
[: Es ist eine Mordsbagasch'! :]

Chor

Jetzt bleibt eine [[: große Lücken :]]
Man braucht wen, um [[: sich zu bücken :]]
Man braucht wen, um sich zu bücken,
Wir sind eine Mordsbagasch',
Bücken muß sich, bücken will sich
Doch die Mordsbagasch'!

Oskar

Keiner ihn beim Namen nannte,
Zitternd vor Erpressermacht.
Ich, der diese Krankheit kannte,
Hab' mich kürzlich krank gelacht.
Denn jeder ist sich jetzt bewußt:
Ihm allein nur [[: tät es glücken :]]
Daß uns jener [[: kehrt' den Rücken :]]
[: Und er wirft sich in die Brust :]

Chor

Jedem von uns [[: tät' es glücken :]]
Daß uns jener [[: kehrt' den Rücken :]]
Weil uns jener kehrt' den Rücken,
Werfen wir uns in die Brust.
Dürfen uns nach hinten bücken,
Bücken mit der Brust!

Oskar

Täglich wird die Läge trister
Hier im Staate des Bobèche.
Höchstens als Finanzminister
Fände ich das Leben fesch.
Da gäb' es kein Regierungsg'frett:
Für d'Steirer hätt' ich [[: Geld im Tascherl :]]
Nachher trink' ich [[: noch a Flascherl :]]

[: Und schlaf' mich aus im Kabinett! :]

Chor

Für d'Steirer hätt' er [[: Geld im Tascherl :]]
Nachher trinkt er [[: noch a Flascherl :]]
Nachher trinkt er noch a Flascherl,
Da gibt's kein Regierungsg'frett,
Tascherl, Flascherl, armes Hascherl
Schlafft im Kabinett.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 24. Oktober:

I. Zum Geburtstag der Republik / Weg damit! / Das Hiesige. — Zur Aufhebung des Fremdenverkehrs. — Was man für die Reise unter besonderen Umständen braucht / Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelpen. — Die weiland Huren. — Die braven Buben in der Schule / Wenn ich ein Wachauer Dirndl wär / Unser neuer Roman / Allerlei Demonstranten / Vor dem Café Zentral. — Winke für die Schwangerschaft.

II. Das Unmögliche. — Was Shakespeare dazu sagt. — Berliner Theater (mit Vorbemerkung). — Zum Schauspieler nicht befähigt. — Rachel. Von Zerline Gabillon. — Liebeserklämng an Zerline Gabillon.

III. Reflex der Eitelkeit / Kopfloose Welt. — Ein Bübchenstreich.

Vorbemerkung zu »Berliner Theater«:

Dem Eindruck der Neuinszenierung der »Räuber« im Berliner Staatstheater (unter der Hand eines gewissen Piscator), die ich in diesem Herbst mitgemacht habe, verdanke ich die folgenden Verse.

*

Kleiner Konzerthausaal, 1. November:

Theater der Dichtung

Zum 1. Male: Coriolanus, Tragödie in 5 Akten von Shakespeare, nach der Übersetzung von Dorothea Tieck bearbeitet vom Vortragenden.

Nach dem dritten Akt eine längere, sonst kürzere Pausen.

Beethoven: Ouvertüre zu Coriolanus — Eduard Steuermann.

(Eine Vorlesung von Szenen aus dem 2. und dem 3. Akt hat am 9. Juni 1914 stattgefunden.)

*

Großer Konzerthausaal, 20. November:

400. Vorlesung.

I. Weg damit! / Berliner Theater. — Der Traum ein Wiener Leben (September 1910). — Das Hiesige. — Die Fundverheimlichung (Mal 1916). — Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte. — Weiße Frau und schwarzer Mann (August 1912).

II. Ich und wir.

Auf dem Programm diese (hier durch die Zahlen der Auslandsvorlesungen ergänzte und korrigierte) Übersicht:

Von den 400 Vorlesungen haben 261 in Wien, 139 außerhalb Wiens stattgefunden; die außerhalb Wiens in Aachen, Berlin (53), Bielitz (2), Brünn (8), Budapest (2), Czernowitz (2), Dresden (2), Dzieditz, Frankfurt a. M. (2), Graz (4), Heidelberg, Innsbruck (4), Karlsbad, Linz, Mähr.—Ostrau (2), Mann-

heim, München (5), Paris (8), Pilsen, Pola, Prag (27), Preßburg, Salzburg, Tep-
litz—Schönau, Triest (2), Troppau, Zürich (4).

1. Vorlesung 13. Januar 1910, Berlin (»Verein für Kunst«); 100. Vorle-
sung 13. Februar 1917, Frankfurt a. M. (Großer Saal des Frankfurter Hofes);
100. Wiener Vorlesung 9. Mai 1920, Wien (Mittlerer Konzerthausaal); 200.
Vorlesung 8. Mai 1921, Wien (Renaissance—Bühne); 250. Vorlesung 2. No-
vember 1922, Wien (Mittlerer Konzerthausaal); 300. Vorlesung 17. April
1924, Wien (Großer Konzerthausaal); 200. Wiener Vorlesung 1. Januar 1925,
Wien (Mittlerer Konzerthausaal); 350. Vorlesung 14. Oktober 1925, Wien
(Festsaal des Architektenvereines); 250. Wiener Vorlesung 14. März 1926,
Wien (Mittlerer Konzerthausaal); 400. Vorlesung 20. November 1926, Wien
(Großer Konzerthausaal). — Diese Vorlesungen waren aus eigenen Schriften,
mit Ausnahme der 350., in der vor »Traumtheater« Goethes »Pandora« ge-
lesen wurde.

An 206 Abenden wurden eigene Schriften, an 98 Abenden teils eigene,
teils fremde, an 96 Abenden ausschließlich fremde Schriften gelesen, und
zwar: *Goethe*: »Pandora« (10mal), »Clavigo«, »Iphigenie« und Szenen aus
»Faust II«; *Gogol*: »Der Revisor« (3mal); *Hauptmann*: »Hannele Matterns
Himmelfahrt« (15mal), »Die Weber« (4mal), »Der Biberpelz« (2mal), Akte aus
»Die Weber«, »Und Pippa tanzt«; *Ibsen*: Szenen aus »Peer Gynt«; *Nestroy*:
»Das Notwendige und das Überflüssige« (12mal), »Lumpazivagabundus«
(7mal), »Der Talisman« (7mal), »Judith und Holofernes« (6mal), »Der Zerris-
sene« (4mal), »Die schlimmen Buben in der Schule« (4mal), »Tritschtratsch«
(4mal), »Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab« (4mal), »Eine Wohnung zu ver-
mieten« (4mal), »Der konfuse Zauberer« (3mal), ferner Couplets, Monologe
und Szenen aus: »Höllenangst«, »Papiere des Teufels«, »Die verhängnisvolle
Faschingsnacht«, »Einen Jux will er sich machen«, »Glück, Mißbrauch und
Rückkehr«, »Der alte Mann mit der jungen Frau«, »Tritschtratsch«, »Frühere
Verhältnisse«, »Lumpazivagabundus«, »Das Notwendige und das Überflüssige«,
»Heimliches Geld, heimliche Liebe«, »Das Gewürzkrämerkleeblatt«, »Die
Familien Zwirn, Knieriem und Leim«, »Die schlimmen Buben in der Schule«,
»Der Zerrissene«, »Der konfuse Zauberer«; *Niebergall*: »Datterich«; *Offen-
bach*: »Blaubart« (3mal); *Raimund*: Szenen aus »Der Alpenkönig und der Men-
schenfeind«, »Der Verschwender«, »Der Bauer als Millionär«; *Shakespeare*:
»Die lustigen Weiber von Windsor« (9mal), »König Lear« (8mal), »Maß für
Maß« (3mal), »Verlome Liebesmüh'« (3mal), »Timon von Athen« (3mal),
»Macbeth« (2mal), »Hamlet«, »Troilus und Cressida«, »Coriolanus«, ferner
Szenen aus »Timon von Athen«, »Verlorne Liebesmüh'«, »Maß für Maß«, »Kö-
nig Johann«, »Coriolanus«, »König Heinrich VI.«; *Wedekind*: »Totentanz«
(4mal).

Lyrisches und andere Dichtungen von Altenberg, Balzac, Baudelaire,
Bismarck, Börne, Bürger, Carlyle, Claudius, Eschenburg, Goekingk, Goethe,
Grillparzer, Grimmelshausen, Gryphius, Günther, Hagedorn, Harsdörffer, Her-
der, Hermes, Hoffmann von Hoffmannswaldau, Hölderlin, Hölty, Jacobsen, Ja-
nowitz, Kierkegaard, Klaj, Klopstock, Kong—fu—tse, Kürnberger, Lasker—
Schüler, Lassalle, Liebknecht, Lichtenberg, Lichtwer, Liliencron, Li—tai—pe,
Luther, Mörike, Jean Paul, Petronius, Rabelais, Ramler, Rousseau, Schiller, J.
E. Schlegel, Schwieger, Strindberg, Thu—fu, Trakl, Vigny, Lionardo da Vinci,
Weber (Demokritos), Weckherlin, Wedekind, aus dem Schi—King. Etc.

Winke für die Schwangerschaft

Ein Leser der Fackel schreibt aus Prag:

Eine Dame meiner Bekanntschaft erzählte mir neulich, daß sie in den letzten Monaten vor der Geburt ihres Sohnes nichts anderes als Ihre Schriften lesen konnte. (Es war dies vor ungefähr 13 Jahren.) Der ohnehin sehr scharfe Sinn der Dame für alles Edle, Ungekünstelte, hatte in jener Zeit, geschärft durch ihre grenzenlose Mütterlichkeit, die in allem Verlogenen eine Gefahr für ihr Kind erblicken mußte, nur Ihr Werk bejaht. Und als man ihr einmal zufällig Harden und einen damals sehr gerühmten französischen Roman brachte, reagierte sie mit wiederholtem Erbrechen. — —

Diese Erscheinung ist in der gynäkologischen Literatur nicht unbekannt, während die andere Literatur über diesen Punkt noch immer in einer Selbsttäuschung befindlich scheint. Wenngleich nun meine Eitelkeit unter dem Maß dessen zurückbleibt, wozu sie der Anblick meiner literarischen Zeitgenossenschaft berechtigen würde, so möchte ich doch den Fall der edlen Mutter, von dem mir berichtet wird, für keinen Ausnahmefall halten, und zwar weder was die Einwirkung meiner eigenen Schriften betrifft, noch die, welche die Leistungen meiner literarischen Zeitgenossen auf Schwangere hervorbringen vermögen. Ich will beiweitem nicht behaupten, daß die gemütsformende Macht der Eindrücke, die in der wichtigsten Epoche des mütterlichen Daseins an die Trägerin der künftigen Menschheit herantreten, in meinem Fall gerade die Entstehung von solchen Naturen garantierte, deren Lebenswert in meinen Schriften als Gegenbild der heutigen Generation bejaht wird. Daß sie aber den eugenetischen Zweck besser fördern, als wenn eine Frau in schwangerem Zustand etwa die 'Stunde' liest und daselbst womöglich die Meldung, daß sie schwanger sei, daran lasse ich nicht rühren. Ohne Zweifel kann das Kind schon im Mutterschoß so gut den Abscheu vor der Niedertracht wie die Freude an ihr empfangen. Ich bin weit davon entfernt, zu bestreiten, daß die Menschheitshoffnung reiner und sicherer behütet war in einer Zeit, in der das Ideal menschlicher Gesittung vom Schrifttum unmittelbar und nicht erst durch Anschauung von Beispielen der Schande abgenommen werden konnte und wo man einer Mutter nur zu raten hatte, die Wiegenlyrik von Claudius zu lesen, damit ihre Hoffnung nicht dereinst von Verzweiflung abgelöst werde; wo sie das Abendlied vernehmen konnte, ohne, vor ihrer Stunde, des Grauens teilzuhaben, daß jeden Augenblick der Ruf des »Abeend« an ihr Ohr dringen könne; wo Gott uns mit solchen Strafen verschonte und uns ruhig schlafen ließ und unsern kranken Nachbar auch. Aber wenn ich in der heutigen Literatur Umschau halte, so glaube ich doch, daß meine Bilder des Schreckens, bestimmt, dem Menschen zu sagen, was er leidet, mehr zur Wesensbildung im positiven Sinne beitragen als alles Positive, das die heutige Literatur ihm zu bieten hat. Andererseits bin ich überzeugt, daß die sittlichen Mißgeburten, die sich heute in Politik, Presse und Gesellschaft zur Geißel des Zeitalters aufgeschwungen haben, überhaupt nicht das Dunkel dieser Welt erblickt hätten, wenn man sich rechtzeitig mehr um die Lektüre der Mütter als um den Kriegsruhm der Väter gekümmert hätte, und daß noch weit Ärgeres zu verhüten wäre, wenn man die heutige Literatur, die doch von dem Geist dieser sittlichen Mißgeburten unmittelbar berührt und erfüllt ist, von den werdenden Müttern fern hielte. Wollte ich dieses Thema ausspinnen, so

müßte ich den Inhalt meiner künftigen Sammlung »Literatur und Lüge« wiedergeben, um alles das aufzuzählen, was Schwangere nicht in ihren Gesichtskreis einzulassen hätten, und ein fluchwürdiges Gesetz könnte zum Glück auf diese geistige Form von Fruchtabtreibung nicht angewendet werden, die leider in den seltensten Fällen geübt wird.

Daß eine Schwangere auf die Lektüre Hardens mit Erbrechen reagiert hat, ist gewiß nicht unbegreiflich, wiewohl es sich hier ja nicht um einen monströsen Fall von ethischer Verlogenheit, sondern nur um eine etwas unverdauliche Stilmahrung handelt, die auch in normalem Zustand ein Menschenmagen nicht verträgt. Verdauungsstörungen kommen bei dieser Lektüre häufig vor, kein Wunder also, daß der Entbindungsakt Schwierigkeiten begegnet, und da das für ihn unentbehrliche Genetiv—s im Schlunde stecken bleibt, tritt eben noch am Geburtstag vomitus ein. Aber dieser Fall erscheint ja heute fast ehrwürdig neben allem, was sich seither in den Vordergrund deutscher Geistigkeit geschoben hat und daselbst von der Langmut eines verdorbenen Geschmacks ertragen wird. Man male sich nur die Wirkung aus, wenn eine Berliner, die vielleicht doch der Natur nicht so ganz abgeschworen hat, daß sie nicht auch einmal in andere Umstände gelangen könnte — wenn sie also auch in dieser Lage fortfährt, achtundzwanzig Absätze einer Kerr'schen Reisebeschreibung zu schlucken. Da wehrt sich die Natur vielleicht nicht mehr durch Erbrechen, aber sie rächt sich durch den Wechselbalg, der zur Welt kommt, ein Wesen, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht gestuft und nicht geballt und was wird aus ihm? bestenfalls ein Tänzerich, ecco. Oder man stelle sich unter gleichen Umständen die Wienerin vor, die ein Feuilleton von Salten liest, mit den suggestiven Untertiteln: Schneller! — Noch schneller! — Nicht hinlegen! — Bravo! Ja, da weiß sie nicht, was sie zuerst tun soll, wie man's macht, ist's nicht recht, und es kann schief gehn. Zu spät seine Mahnung: Ruhe! Ruhe!! Ruhe!!! Das mag bei Burgtheaterkrisen helfen, aber nicht in dieser.

Unruhe halte man fern. Er ist unter jenen, die Zukünftiges auswirken, einer der gefährlichsten, nur sehr geübten Mänaden nicht abträglich, die ohnedies ein Gefäß des Göttlichen werden wollen; Impulse sollen von ihm ausgehen heißt es, wo er hintritt, wächst Kosmisches, aber dafür könnte, wenn die Berge kreißen, ein Mausi geboren werden. Über diese und ähnliche Wirkungen wissen wir manches aus den Berichten einer sage—femme der Kultur, der Zuckerhandl, bei der die Generationen ein— und ausgegangen sind. Der Ausblick auf die Wechselbeziehungen, die sich da zwischen Leben und Literatur ergeben haben, ist keineswegs erfreulich. Seitdem die Wiegen von der Wiener Werkstätte errichtet werden, entstammt ihnen ein blutarmes Geschlecht, welches sich durch die Buchhandlung Heller zu regenerieren sucht und für das, was ihm die Natur versagt hat, in der Psychoanalyse Ersatz findet. Leider hat es diese unterlassen, bis zu den Eindrücken vorzudringen, die das ungeborene Kind von der Lektüre der Mutter empfängt und die allein entscheidenden sind. So mancher Geist käme da in dem sokratischen Ruf, daß er die Jugend verderbe, und eine richtige Geburtshilfe müßte Böcke und Schafe sondern, um dann beide aus der Wochenstube zu verdrängen. Selbst Hofmannsthal zum Beispiel wäre mit Vorsicht zu genießen, weil sich bei ihm doch unaufhörlich Bezüge ergeben und die Schwangere eine Frühgeburt tun und den alten Goethe zur Welt bringen könnte. Bei Werfel dürfte desgleichen etwas herauskommen, wovon die Spur nicht in Äonen untergeht, wenn die Presse als Geburtshelferin assistiert. Wie es in diesem Bezug mit Rilke steht, möchte ich dahingestellt sein lassen, und ob er wie in allen Lebenslagen auch in dieser den Frauen zart entgegenkommt. Sein Name besiegelt gleich dem Hölderlins

alle bis zur Erhabenheit verstiegenen Gefühle und manch eine Mänade, umso tiefer empfindend, was sie nicht ganz versteht, fühlt sich ihm als Idiotima verbunden. Hat er sie doch alle mit dem Symbol des Einhorns beglückt, das durchaus keine beunruhigende Mitgift vorstellt, Einhorn ist Keinhorn, und das heute in der Lyrik die Stelle jener blauen Blume vertritt, die nicht vorhanden, aber schön war und die solange getragen wurde, bis man es aufgab, sie zu suchen. Doch neuestens wandelt eine jüngere Kraft in seinen Spuren, eine Art Puerilke, welcher gleich ihm zwei Vornamen besitzt, deren einer Maria ist, weshalb er dem Meister ein Gedichtbuch gewidmet hat, das mit einem Ave Maria beginnt und die Avant—Maria in keiner Zeile verleugnet. Der Dichter heißt Alexander Maria Lernet—Holenia ¹, ist von Hermann Bahr, der auf diesen Namen aufmerksam wurde, entdeckt worden und tut für das Einhorn, was er kann. Aber darauf kommt es nicht an, die Hauptsache ist der Edelgehalt und die ungekünstelte Sprache. Gleich dem Vorbild reimt Herr Maria Lernet alles, Präfixe, Präpositionen, Silben, Artikel, wie und die, hält Konstruktionen durch Strophen durch, atmet in einer Vitrine, verdinglicht Ätherisches und kann »die Liebe leisten«, kurz, er ist nur noch der Schatten der Maria. Das Folgende dürfte zur Anschauung dessen, was im heutigen Buchwesen möglich ist, und zur Einführung des neuen Mannes, dem sich bald auch die Theater öffnen sollen und schon der Kleist—Preis zuerkannt wurde, förderlich sein:

Sieg über Sisera

Als fiel die Schlacht herunter von den Höhn
der Ebene, war vorn durch Wand von Schreien
der schmale Fürst und seine Reitereien
verdeckt und nicht mehr einzusehn,

wo er verstürbe. Rückwärts das Aufweinen
der seinigen Mutter um ihn verlief
unhörbar *aus in von* der Landschaft einem
entferntesten Ende schon durch Wölbung schief

im hoch in Mittags staubigem Winde dürrer
stehnden Palast, wo sie in Tränenflüssen
um seine Wiederkehr herumgerissen

wie armer Staub war, *eingekehrt* in die
Winkel aus steiler Überschneidung ihrer
Ängste und wie eine Hündin schrie,

und seine Lieblingin, der *die*
Kiefer in lautlose, unausgeruhte
Weinung herunterstand, als schälten sich

die Zähne aus dem Mund des langen, wie
pferdäugigen Gesichtes einer Stute,
verging, wie eine Sterbende verblich.

Also, ob das gerade etwas für Schwangere wäre — ich weiß nicht. Und gar, wenn er von einer solchen sagt, daß sie

1 Laut Wikipedia hat es den wirklich gegeben

wie Himmel über einen zieren
Schläfer erlaucht herbiegen, bog die ihren
über den Ungeborenen, der sie querte ...

In diesem Falle kommt denn auch tatsächlich Kain zur Welt. Wie aber, wenn sie das Gedicht liest, welches den Titel führt »Totgeborenes Kind« und also anhebt:

Aber die *vorläufig herumgestellten*
Verwandten, welche knieten, merkten nicht
dieses auf einmal namenlose Gelten
im kleinen, *fortbestehenden* Gesicht ...

Nein, die totgeborenen Kinder der neuen Lyrik, die syntaktischen Mißgeburten, deren Satzgliederverwachsungen nicht einmal die Unterscheidung zulassen, wo nicht Hand und wo nicht Fuß ist — sie sind der Natur, die sich zum Schaffen bereitet, kein gutes Omen.

Mehr Beruhigung bietet Ehrenstein. Zwar, ein besonderes Gottvertrauen wird die Wöchnerin angesichts des Haders, der zwischen Gott und diesem Autor entbrannt ist und der nur für verschiedene Verleger gewendet wird, kaum fassen. Aber dafür wird sie auch ihre Hoffnung auf ein Minimum herabsetzen, namentlich wenn sie zu der Stelle kommt, wo wahre Selbstbescheidung die Erkenntnis fand: »Der Mensch ist Schleim, gespuckt auf eine Schiene.« ich denke, das kann man jeder Mutter getrost in die Hand geben, und wenn dann der Junge kein Literat wird, so ist es noch immer eine angenehme Überraschung. Im Gegensatz zu Ehrenstein, durch dessen Weltanschauung sie von vornherein angeleitet ist sich auf das Mieseste gefaßt zu machen, gewährt Hans Müller himmelblaue Aspekte, und gerade dies birgt Gefahren. Eine Mutter, die den schicksalsvollen Augenblick in der festen Zuversicht erwarten wollte, daß der Mensch gut sei, und überzeugt wäre, daß er es mit dem Beistand Müllers auch werden muß, könnte eine Enttäuschung erleben. Denn der Mensch würde am Ende so gut, daß sie bedauern müßte, nicht rechtzeitig etwas Großmann gelesen zu haben. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Großmanns 'Tagebuch' als Wochenschrift in Betracht kommt. Recht unerfreulich werden die Folgen des Falles geschildert, wo sich eine an Liebstöckl versehen hat, in der Hoffnung, einen Krishnamurti zur Welt zu bringen, und es ward ein Freudenmädchen. Da die Frauen in schwangerem Zustand sonderbare Gelüste haben, verlangen sie gern nach der Lektüre Jobsens, dessen zügellose Phantasie schon mancher Mutter Bilder vorgegaukelt hat, deren Erfüllung das Leben schuldig blieb. Da hüpfen Schwalben von Ast zu Ast, Raben heben den Fremdenverkehr, Adler, denen man aus Geldgier die Flügel stutzt, trinken ihr eigenes Blut, während Pelikane ihre Jungen leer ausgehen lassen, Spinnerische erscheinen mit Konjunktursamen, Großbürger schreiten mit Vorurteilsgepäck hinter einer Ampel einher, Kaufmannsdampfer verkehren im Mittelalter, alles rennet, rettet, flüchtet, Mädchen wimmern unter Trümmern, den Leib vom Weinen gekrümmt wie eine Gerte, die übers Knie geschwungen wird, und Mütter irren, wenn sie glauben, daß derartiges für Kinder zuträglich ist, die, aufgewachsen bei Metaphern, nicht gut tun. Dabei kann sich ein Junge noch schlecht und recht durchs Leben schlagen, bei der Zeitung unterkommen und so. Wie aber, wenn die Mutter auf die Schalek erpicht ist und es wird ein Mädchen? Nicht auszudenken! Einer Schwangeren sollte man den Text der Zeitungen in jenem gesiebten Zustand darbieten, wie ihn ehemals die Monarchen erhalten haben, die ja trotzdem der Versuchung

nicht widerstehen konnten, einen Weltkrieg zu unternehmen. Im Zusammen-
treffen mit der Geistesfrucht wird die Leibesfrucht immer den kürzeren zie-
hen, Totgeborenes hat Macht, und darum ist es unerlässlich, daß neben der
Hebamme auch ein Zensor am Wochenbett steht. Bedarf es muckerischer Ge-
setzesreformen »zur Bewahrung der Jugend«, die die schlechte Publizistik ja
doch nicht eindämmen, sondern nur um die Proteste des Freisinns vermehren
werden? Man bewahre die Jugend, bevor sie entsteht! Unser Zeitalter ist
nicht so hart, um die Einrichtung eines Taygetos zur Aussetzung lebensunfähi-
ger oder entarteter Kinder zu haben, und es ist nicht so barmherzig, um
schon vorher insoferne zum Rechten zu sehn, daß es den Abtreibungsparagra-
phen ausmerzt. Aber es sollte im Geiste christlicher Nächstenliebe, wie sie ein
Hermann Bahr lehrt, verhindern, daß Mütter in der kritischen Zeit sein »Ta-
gebuch« in die Hand bekommen. '

Mutterschutz gegen Schmock und Barock, gegen die Inflation von Ad-
jektiven, gegen die Fülle von Reizungen formaler und stofflicher Art, die aus
einer Zeltungsspalte hervorbricht und auch das widerstandsfähigste Gemüt
zum Wanken bringt, gegen das Gebrüll der Titel, gegen das Komplott von
Presse und Gasse — das wäre lebenswichtiger als eine Fahnenweihe der Poli-
zei. Und hat man sich jemals schon der Absurdität besonnen, daß diese lästige
Öffentlichkeit in alles private Leben dringt, mit dem frechen Anspruch auf
dessen eigenste Stelle, ja mit dem Hohn, ihren akustischen Terror noch in das
Schlafzimmer zu tragen? Wie der Mensch zwischen Teppichklopfen und Fuß-
marsch dahinwelkt, zwischen den Ausbrüchen einer Halbmenschheit, die sich
nicht anders zu entschädigen weiß als durch Raub am Lebensgut der andern?
Ist einem schon einmal der Gedanke gekommen, daß diese scheußlichen Ex-
plosionen der Massenseele, diese Aufmärsche des Troglodytentums jeglicher
Couleur, diese Höllenmusik des Sonntags, zu der die Rädelsführer aller politi-
schen Gesinnungen die arme Menschheit mißbrauchen — daß diese Tobsucht
als Gruß in ein Zimmer dringt, wo ein Mensch geboren wird, nein, entsetzli-
cher, als Lebewohl eingeht in das Ohr eines Sterbenden? Es ist ja trostlos,
was alles die Menschen zum Ersatz für das, was sie nicht haben, einander an-
tun!

Aber am schrecklichsten sind sie doch in ihrem Wahn, im Genuß den
Genuß zu finden. Ob's dem Kind im Mutterleib recht ist, danach fragt eine
nicht, wenn sie ihre Phantasie mit den Nichtsnutzigkeiten der Romanschrei-
ber anfüllt. Immerhin hilft sich die Natur selbst so weit, daß sie wenigstens
den Besuch von Theater und Kino in den entscheidenden Tagen ausschließt —
die Folgen wären katastrophal. Leider hat die listige Erfindung des Radio die-
ser Vorsicht der Natur wieder ein Schnippchen geschlagen und keine Tier-
mutter würde vor ihrer schweren Stunde die Geräusche über sich ergehen
lassen, nach denen die menschlichen Mütter Verlangen tragen. Die nächsten
Jahre schon werden einen Überblick über die Folgen dieser Erfindung ermög-
lichen, an einem Geschlecht, in dessen Gehörgang sich die »Ravag« einge-
pflanzt hat und die Bereitschaft keimt, durch den Zauber dieses Wortgebildes
einen Ozean von Dilettantismus zu empfangen. Mit der Technik kann es im
Fortschritt ja kein Erziehungsgedanke aufnehmen, doch wo die Sprache auf
das Mittel des gedruckten Wortes beschränkt bleibt, ließe sich das Ärgste ver-
hüten. Es ist schon erfreulich, daß die szenischen Neuerungen, wie sie auf
Berliner Bühnen gezeigt werden, den Frauen in den Tagen, wo das Nervensys-
tem jedem Schock ausgeliefert ist, verborgen bleiben. Bei Piscators »Räu-
bern«, die ich mitgemacht habe, hätte es ein Parterre von Fehlgeburten gege-
ben, der Mann, der elf lebendige Kinder hat, war gestrichen und der Frau hät-
te nicht geholfen werden können. Mit den Vertretern des dramatischen Ex-

pressionismus, soweit sie in Buchform vorliegen, hat man noch keine Erfahrungen. Einer Hochschwangeren aber Bronnen in die Hand zu geben, hieße das Kind mit dem Blutbad ausschütten, indem es direkt mit Vatemordinstinkten auf die Welt käme, und andererseits läßt sich wieder voraussehen, daß, wenn die Mutter in einem Zustand, wo sich schon die Alteration durch Namen bemerkbar macht, Brecht liest, sie beim Lesen brecht. Es bleibt der geburts-hilflichen Wissenschaft, die diese Erscheinungen kennt, aber vielfach noch im Dunkeln der psychologischen Seite des Menschheitsmysteriums tappt, vorbehalten, alle diese Möglichkeiten und Gefahren einer Einwirkung der Literatur, die heute nicht mehr bestritten werden kann, zu untersuchen, festzustellen und nach Tunlichkeit zu paralisieren. Versuche sind unerlässlich, aber man wird sie gewiß nicht so weit treiben dürfen, die nachteiligen Folgen einer wahllosen Lektüre erst an der Leibesfrucht zu erkennen, vielmehr wird eine wohlverstandene Prophylaxe bei den ersten Anzeichen einer üblen Reaktion die Vorsorgen zu treffen haben, die zur Sicherung eines gesunden Nachwuchses dienlich sind und in weiterer Folge auch zum Entstehen einer gesunden Literatur.

Berliner Theater

Dies Gesicht, das ich erfasse,
wenn es in den Traum mir dringt:
Zeit, du Scheusal, das ich hasse,
hier erscheinst du ungeschminkt.

Diese Welt ist Teufels Wunder,
Rampenlicht erhellt die Nacht,
und das Leben wurde Plunder,
und das Nichts ward aufgemacht.

Alle Maße sind verschoben,
groß ist klein und kurz ist lang,
und das Ohr vernimmt ein Toben
zu des Wortes Untergang.

Bis zu aller Dinge Wende
ist die Schöpfung durchgeführt.
Hier ist die Natur zu Ende
und der Mensch ist avanciert.

Jetzt und jetzt: gehetzten Ganges
letztes Ziel ist, daß er rennt,
und ein Ding geringsten Ranges
morgen nennt sich's prominent.

Im Betrieb zeigt jedes Rädchen,
was die Menschmaschine kann:
jeder Knabe ist ein Mädchen,
jedes Mädchen ist ein Mann.

Kritikaster, unberufen,
drängen unten sich zuhauf;
oben steigt auf Zwischenstufen
rastlos die Entwicklung auf.

Das sind so Berliner Bräuche:
oben tobt die Mißgestalt;
unten muntert es die Bäuche,
und sie nennen es geballt.

Das sind so Berliner Sitten:
klafft im Bühnenraum die Kluft,
ramponiert man die Soffitten,
und sie nennen es gestuft.

Nicht so wie bei arme Leute,
alles da, wie, sich's gehört.
Für die Pferdediebe heute
rackern sie das Musenpferd.

Koofmichs, die mit Neustem neppen,
haun die Kunden übers Ohr,
und mit Würfeln und mit Treppen
täuschen sie ein Weltbild vor.

Und sie nennen Atmosphäre
Gasluft, wo kein Gras gedieh.
Mangels eines Felds der Ehre
führt der Korporal Regie.

Alles schiebt und stampft besessen
und die Wirkung ist enorm,
nichts bleibt als das Wort vergessen
in des Rhythmus Uniform.

Alles rennt in wilder Hetze,
was ist los, nanu, wo brennts,
sie zertrampeln schon die Sätze —
Tempo statt des Temperaments.

Seelenreste ohne Reue
raffte dieser Drang dahin.
Verse wirft man vor die Säue
und ihr Grunzen ist Doktrin.

Ich, der Heimat treuer Hasser,
will aus dieser Gegend weg,
Blau war nie das Donauwasser,
doch die Spree hat noch mehr Dreck.

Inschriften

KOPFLOSE WELT

Ungleicher Kampf hat keinen Sinn:
die Welt ist stärker als ich es bin,
kann über den Kopf mir wachsen.
Vor solchem Ende hat die Natur
sie bewahrt: wenn's, hoch kommt, komm ich ihr nur
über die Haxen.

ZUGESTÄNDNIS

Ins Lob, das sie der Obrigkeit gesungen,
soll sich kein Tadel mischen.
Es ist der Polizei gelungen,
den Bekessy nicht zu erwischen.

Das Hiesige

Du rufst es an, schon ist es fort;
verloren die Tat, verloren das Wort.
Es ist da und dort, und wo immer es sei,
ist es immer dabei und nie dabei.
Es ist ein Ding, und du greifst Luft;
du schreitest: weit und breit ist Kluft.
Umgebend Nichts um lebendiges Sein,
und alles um dich, der du allein.
Und alles verbindet dich ohne Band
und widersteht ohne Widerstand.
Wenn du es stößt, bleibt's angeschmiegt,
und wie es weicht, bist du besiegt.
So ist es halt, so ohne Halt
und wo es steht, hat es Gewalt.
Von seiner Schwäche, nicht deiner Kraft
ist dieses Hiesige hingerafft.
Und was ich auch tat und wie ich sprach:
Es war zu weich, es gab nicht nach!

Zur Aufhebung des Fremdenverkehrs

Da ich nicht aufbauen, sondern nur niederreißen kann, so bin ich natürlich auch nicht für die Hebung des Fremdenverkehrs, sondern für dessen Aufhebung. Mit dieser Tendenz verfolge ich aber doch wieder ein positives Ziel, indem ich nämlich der Ansicht bin, daß durch die Hebung des Fremdenverkehrs, das heißt durch die ausschließliche Konzentrierung des Wiener Gedankenlebens auf dieses Ideal eine Senkung des geistigen Niveaus und zwar unter den Nullpunkt eingetreten ist. In meiner Jugend, als ich das erstemal von den Fremden sprechen hörte, und wie alles in Wien bemüht sei, ihnen das Leben so angenehm als möglich zu machen (nicht so wie in Tauris, wo nach einem dunklen Brauche am Altar Dianens jeder Fremde sein Leben ließ ¹, während er Wiens wirtlicheren Sitten zufolge bloß Geld zu opfern hat), in meiner Kindheit also hatte ich den Wunsch, dereinst Fremder zu werden. Diesem Wunsch habe ich bis heute nicht entsagt, nur daß ich nicht mehr Fremder in Wien sein möchte, sondern außerhalb. Ich bin nämlich im Lauf der Zeit dahintergekommen, daß sich die Sache mit den Fremden in Wien ganz anders verhält, daß der Fremdenverkehr nur Chimäre ist, wenngleich eine, die den Wiener unterhält, und daß seiner Phantasie da schon die geringste Andeutung genügt. Ich habe entdeckt, daß die Fremden nicht viele und immer die gleichen Leute sind, die immer wiederkehren, aber nicht weil es ihnen hier so gut gefällt, sondern weil sie müssen, weil sie angeworben sind. Es sind jene, die man, in eigenen Autobussen verpackt, über die Ringstraße ziehen sieht und die einem oft leid tun, weil sie der Neugierde der Einheimischen ausgesetzt sind, weil man die Empfindung hat, daß ihre Anlagen dem Schutze des Publikums empfohlen, mithin allen möglichen Unbilden und speziell Anfechtungen preisgegeben sind, und dann, weil es überhaupt traurig sein muß, so gemeinsam die Vorzüge einer alten Kultur genießen zu müssen. Aber das Mitleid ist nicht am Platz, denn erstens sagt man sich sofort, daß sie es sich selber zuzuschreiben haben, und zweitens, daß sie dazu da sind, indem sie doch zu keinem andern Zweck gehalten werden als eben zur Hebung des Fremdenverkehrs. Als ich dahinterkam, war es aus mit meinem Jugendtraum, denn dazu würde ich mich nie und nimmer hergeben. Die Sache hat auch mit der Zeit zu allerlei Unzukömmlichkeiten geführt, da es häufig vorkam, daß sich Wiener unter die Fremden einschlichen, um die Stadt kennenzulernen; es wurde Mißbrauch mit dem Vertrauen der Bevölkerung getrieben, indem sich Personen für Fremde ausgaben, um eine höfliche Auskunft zu erhalten, welche zum Glück aber, da das Mutteraug sie sogleich erkannte, mit der gebührenden Grobheit abgefertigt wurden, während andererseits wieder Fremde, die hier bereits wie zuhause tun wollten, Demütigungen zu erleiden hatten. Solch unlieb-same Quiproquos vermochten aber von den eigentlichen Bestrebungen des Fremdenverkehrs nicht abzulenken, und um die Fremden zu vermehren, worauf es ja hauptsächlich ankommt, ist man auf die tollkühnsten Gedanken verfallen. So heißt es, daß man sich im nächsten Sommer nicht begnügen will, sie, wie es die Delphine mit den Mitgliedern des Wiener Männergesangvereins und diese mit jenen taten, durch Gesang anzulocken, sondern es soll auch jedem Wiener aufgetragen werden, auf eigene Faust »mindestens einen Fremden« herbeizuschaffen, was, mit einiger Tatkraft durchgeführt, zur Verdrängung der Einheimischen oder zu einer katastrophalen Steigerung der Obdachlosigkeit führen würde. Es besteht aber Hoffnung, daß man im letzten

1 In Anbetracht der Invasion Deutschlands mit Millionen Negern und Mohammedanern eine sympathische Sitte. Man kann eben auch von den alten Griechen viel lernen.

Augenblick diese Folgen einer übertriebenen Heimatliebe bedenken und es bei der natürlichen Anziehungskraft des Musikfestes bewenden lassen wird. Ein eigenartiger Vorschlag, von dem man gleichfalls noch rechtzeitig zurücktrat, war auch der, einer Gesellschaft von Amerikanern eine ebenso große Anzahl von Wiener Schneidern bis Paris entgegenzuschicken, die dort auf dem Bahnhof jedem einzelnen das Maß für ein Steirergewand ¹ zu nehmen und es dann bei der Ankunft in Wien mit den Bücklingen des Dorfschneiders im Märchen in fertigem Zustand zu überreichen hätten. Die Ausführung dieser zweifellos sinnigen Idee unterblieb aber wohl aus dem Grunde, weil das Steirergewand inzwischen zu anrühlich geworden war, als daß man mit ihm amerikanischen Geschäftemachern eine Freude bereitet hätte, man verzichtete also darauf, ihnen in Paris Maß zu nehmen, und begnügte sich damit, sie in Wien auszuziehen. Denn man ist überzeugt, daß man auch auf diese Art eine dauernde Erinnerung an Österreich erzielen kann, und man würde sich gewiß entschließen, den Fremden noch mit kleinen Aufmerksamkeiten wie etwa Seife in den Eisenbahnaborten entgegenzukommen, wenn Österreich nicht auch Einheimische hätte, die sie wieder forttragen. Denn wiewohl diese stark dafür interessiert sind, daß die Fremden ins Land kommen, so sind sie doch um ihrretwillen zu keinem Opfer bereit. Wenn also schon nicht Toilettegegenstände, so sind doch Bestrebungen im Zuge, um da gründlich Wandel zu schaffen und dafür zu sorgen, daß die Vorteile, auf welche die Fremden berechtigten Anspruch erheben können, nicht den Einheimischen zugutekommen. Ein scharfer Trennungsstrich soll gezogen werden, und seit einigen Jahren hat man, um die Institution der Fremden vor Verfälschung zu schützen und jeden von ihnen sofort als solchen kenntlich zu machen, die Kongresse eingeführt. Die Kongresse gehören zu jenen fortschrittlichen Errungenschaften, zu deren Hervorhebung man nichts weiter zu sagen braucht, als daß sie uns bisher gefehlt haben. Da man sich von ihnen, seit jenem vorbildlichen Wiener Kongreß, die Hebung des Fremdenverkehrs verspricht, so glaube ich zur Zerstörung dieser Illusion am besten dadurch beizutragen, daß ich das Geheimnis der Zusammensetzung der Kongresse verrate. Woche für Woche liest man jetzt, daß Europa, darin schon geeint, beschlossen habe, die Vertreter seiner wichtigsten Kulturinteressen nach Wien zu entsenden, die abwechselnd als Soziologen, englische Hoteliers, deutsche Schriftsteller und Journalisten, Kulturbündler, Penbrüder, Paneuropäer oder gar Europäer schlechtweg hier zusammentreten und auf Staatskosten essen sollen. Wäre dies wirklich der Fall und wäre es somit wahr, daß speziell die deutschen Schriftsteller und Journalisten, also Leute, die jeden andern kongreßwürdigen Beruf verfehlt haben, als Gäste der Bundesregierung in Schönbrunn bewirtet werden und Kulturbündler, also Menschen, die nicht einmal selbst wissen, welche Spezies von Unfug sie treiben, im Rathaus, so würde ich ganz ungescheut zur Steuerverweigerung auffordern. Ich bin jedoch überzeugt, daß die Berichte über diese Fressereien und Empfänge, über dieses Getue einer verkrachten Würde und dieses Geschmuse einer dubiosen Kultur erfunden sind. Zwar Herrn Ramek, dem Chef einer stark alkoholhaltigen Regierung, mochte ja mancherlei auf diesem Gebiete zuzutrauen sein; aber eine sozialistische Gemeinde hat, mit den Opfern der Kriegs— und Nachkriegswelt im Rücken, andere Sorgen als die Patronanz solcher Lustbarkeiten, denen sie sich wohl mit einer Steuer, doch mit keiner Bewirtung zu nähern hat. Ich glaube aber nicht, daß es diese Kongresse gibt. Vielmehr bin ich überzeugt, daß es sich um die alte Einrichtung der Fremden handelt, die man jetzt scheinbar rudelweise, also kongreßweise vornimmt, um

1 Weiße Kniestrümpfe, Lederhose, Hemd, schwarze Weste mit Tiroler Emblem eigener Wahl, Ledergürtel mit folkloristischem Koppelschloß und ledernen Bergschuhen

— wie es Provinzbühnen mit ihrer dürftigen Komparserie machen, die immer ab— und zuzugehen hat — die Fülle vorzutäuschen und den Verkehr der Fremden zu dessen Hebung zu benützen. Ein Blick auf die Bilder in den illustrierten Blättern, die uns seit Wochen die jeweiligen Kongreßteilnehmer vorführen, bestätigt diesen Verdacht. Es sind, absichtlich etwas verschwommen gehalten, immer die nämlichen Gestalten, ob sie nun die englischen Hoteliers oder die Interessenten für kulturelle Zusammenarbeit, mit ihren Gattinnen, vorzustellen haben. Der Unterschied ist nur, daß oben rechts im Oval entweder das Antlitz des Hoteliers Sukfüll zu sehen ist, des Bahnbrechers, der wie Drake die Kartoffel, so die Fremden in Österreich eingeführt hat, oder das des Dichters Hofmannsthal, die man aber gleichfalls verwechseln kann. Die Fremdenführer, welcher Branche immer sie angehören mögen, der Kultur oder dem Gastwirtgewerbe schlechthin, wechseln; die Fremden bleiben dieselben. Was insbesondere die englischen Hoteliers betrifft, so hat man sie berufen, nicht nur weil sie Fremde sind, sondern weil gerade sie in der Lage sein müssen, Anregungen zu geben, wie man mit Fremden umgeht. Denn was der Skarabäus den Ägyptern, das bedeutet für die Österreicher der Fremde. Also welcher Kongreß hier immer zusammentreten mag, es sind einfach Fremde, die gar keinen anderen Beruf haben und gar kein anderes Interesse, als hier fremd zu sein und deshalb nicht zu wissen, was man mit ihnen vorhat, nämlich daß sie ausschließlich zur Hebung ihres eigenen Verkehrs, zur Fremdeninzucht, dienen sollen. Wüßten sie das, sie kämen nicht wieder. Denn die österreichische Monroe—Doktrin: Österreich den Fremden! hat ihre Kehrseite: sie sollen eine Sehenswürdigkeit für die Einheimischen abgeben. Indem ich dieses Geheimnis verrate, hoffe ich die erste Bresche in den Fremdenverkehr gelegt zu haben, zu dessen Aufhebung ich, wenn ich geselligerer Natur wäre, längst einen Verein ins Leben gerufen hätte. Denn wenn ich das ökonomische Prinzip, daß der Mensch den Gastwirt zu ernähren hat, für einen Gottesbetrug halte, so halte ich die Forderung, daß der Fremde den Gastwirt zu ernähren habe, für eine Affenschande. Wie es anders zu machen wäre, weiß ich nicht, und mehr, als auf einem Kongreß von Nationalökonomien herauskommt, muß ich nicht bieten. Eine Fremde fragte mich neulich, ob es wahr sei, daß ich nicht aufbauen könne, sie habe es von verschiedenen Seiten gehört. Nach längerem Zögern und da es sich nicht mehr verbergen ließ, entschloß ich mich, es zuzugeben, nicht ohne mich aber zugleich einer positiven Fähigkeit zu rühmen, nämlich daß ich niederreißen kann.

Kerr in Wien

Eine Tatsache, an deren Überlieferung Setzer beteiligt sind. Er ist zur Hauptmann—Premiere herbeigeeilt und einer von der 'Stunde' ihm entgegen:

— — *ich reiße die erste Schlafwagentür auf* und aus dem ersten Coupé entgegen tritt mir Alfred Kerr. *Er sieht genau so aus, wie auf den Photographien* in den Tagesblättern — —

Also eine angenehme Überraschung. Leise setzt er seine Worte. Und in dieser Situation, in der sonst der Gepäckträger an den Menschen herantritt, spricht er über die Chancen der »Dorothea Angermann«. Aber plötzlich reißt es ihn:

Kerr wendet sich lebhaft an mich: »Ich will jetzt nichts mehr vom Theater sprechen, ich werde in Wien auch keine Theater besuchen — ich habe ihrer in Berlin genug. *Ich will alte Erinnerungen neu*

auffrischen und meine erste Frage soll sein: *Wie geht es den Wienern?* Ich war im Jahre 1922 hier und verlebte in der Familie eines *Aristokraten* glückliche Stunden. Aber damals klang der Ernst durch scheinbare Heiterkeit. *Gibt's noch den Esterhazy—Keller und wo, wo bitte, kann ich in einen Keller steigen, einen recht rauchigen, derben Weinkeller, in dem die einfachen Leute sitzen und der Bursche sich nicht lange umsieht, wenn er sein Mädels um die Mitte nimmt?*«

Hat man schon so etwas gehört? Das ist ja halb mein Berliner »Junggeselle« — Donnerwetter, da tuste mit! —, halb mein Ästhet aus Breslau, der die alte Kultur mit der Seele sucht. A jeder Mensch hoot halt an' Sahnsucht. Ob der Feinschmeckerich sie sich erfüllen konnte? Ich mache ja nichts mit, aber da wäre ich fürs Leben gern dabei gewesen, wie er so in einen recht rauchigen, derben Weinkeller stieg, erwartend, erwartend, was sich begeben wird, wird, wird. Nichts rührt sich, bis ich eingreife. Wo, wo bitte ist der Bursche? Natürlich ist er da, sitzt aber untätig beim Glas; ich, nicht faul: »Jetzt sehen Sie sich nicht lange um und nehmen Sie Ihr Mädels um die Mitte, der Herr dort mit dem Zuckergoscherl, wissen Sie, er ist aus Berlin und will das so haben. Er klimmt hernach besänftigter in die Urne, lassen Sie ihm die Freud'!« Und wenn es gelungen wäre, hätte ich vielleicht erlebt, daß der Lose »Menschen, Menschen san m'r alle« anstimmt, womöglich zusammen mit Chapiro, der ihm in den rauchigen Keller gefolgt ist. Denn naturgemäß verwandelt sich jeder Posener Jud, sobald er nur an Wien tippt, in einen Weeaner. Der Gepäckträger wartet. (Einmal ist er da, und der Passagier will nicht.) Wie sie so »im Geiste durch die Wiener Kneipen wandeln«, wozu freilich Geist erforderlich ist, spricht Kerr mit dem Stundenmann über Herrn Glawatsch; denn wem würde nicht, wenn er sich Wien nähert, sogleich Herr Glawatsch einfallen. Da aber begibt sich noch etwas. Die Schnellzüge Berlin—Wien befördern, wie man weiß, ausschließlich Theatergeschäftsleute; welche Schlafwagentür immer ein Reporter aufreißt, es lohnt sich: ein Agent sitzt drin oder ein ausübender Bajazzo, ein Oberkellner, der über »Prominente« gebietet, oder ein Tatiemenverdiener; wer diese Gesellschaft vermeiden will, wird die Route über Genua wählen.

Vor der Coupétür ein baumlanges Schatten. Ein markantes Gesicht grüßt. *Vorbei.*

»Das war Oskar Straus; er fährt zu irgendeiner Operetten—Inszenierung nach Wien.«

Vorbei. Da gehören eigentlich drei Punkte hin. Denn das Leben geht weiter. Dann aber sprechen sie noch — alles, während der Träger sich die Lunge nach dem Passagier ausschreit — von Peter Altenberg, der ja schließlich auch mit Wien zusammenhängt.

»Wissen Sie, daß es Gerhart Hauptmann war, der *zuerst auf ihn aufmerksam wurde* und mir *eines seiner Bücher* gegeben hat?«

Hier freilich wäre — wiewohl schon höchste Zeit zum Aussteigen ist, weil man sonst die alte Kultur versäumt — noch das Detail nachzutragen, daß dieses Buch Peter Altenbergs erschienen ist, weil ein anderer noch vor Gerhart Hauptmann auf den Autor aufmerksam wurde. Aber das macht nichts, die Hauptsache ist, daß es den Wienern gut geht. Soweit sie nicht durch Arbeitslosigkeit etwas abgelenkt sind, freuen sie sich auf die Ankunft ihres lieben Kerr, und speziell die Wiener Mädels werden es ihm beweisen, indem sie, wenn er das Foyer des Josefstädter Theaters betritt, sich nicht lange umsehen, den Burschen um die Mitte nehmen und ihm ihre Autographenalbums entgegenhalten werden.

Glossen

ER IST NICHT IN DEN KELLER GESTIEGEN ABER DAS NÄCHSTE MAL!

XV.

Wien sah ich zuletzt vor vier Jahren. Damals wars ein Elend. Heute wird man bezaubert von der Stadt. Sie lebt *in Erwartung*.

Des Kerr.

Himmlisches Frühlingswetter, vier Wochen vor *Weihnacht*. Vormittags fuhr ich in den Prater mit einem Freund. Sonnbeglänzt saßen Leute vor *Meiereien*, oder wie das dort heißt. Am Sonntag. (Alles geruhiger als bei uns, nicht mechanisch, ländlicher.) *Und alte Bäume wärmten sich gutgelaunt*.

Wegen des Kerr.

Nachmittags fahren wir, mit Hauptmann eine ganze Gesellschaft, auf den Kobenzl. Hunderte saßen vor dem Haus im Freien. Unten die geschlängelte Donau wirkt wahrhaftig blau von hier. Grüner Glanz über der Ebene.

Dem Kerr aufliegend.

Bloß in das Griechenbeisl bin ich nicht gekommen, wo ich einmal essen, *nicht in den Melker Stiftskeller*, wo ich einmal trinken wollte — mit *Kutschern und Dienstmännern und Köchen, samt Anhang ... Aber das nächste Mal*.

Alfred Kerr

Also das ist schon ein Mausi von solchen Dimensionen, daß kreißende Berge einmal zufrieden gewesen wären. Sucht das Griechenbeisl mit der Seele und röhrt nach dem Keller. Fürwahr, ein schmecketiger Schmock! Aber die höchste Komik bleibt doch die Komik, die ihrer Komik nicht bewußt wird und wenn man sich ausschütten möchte vor Lachen, ein ernsthaftes Gesicht macht. Das 'Neue Wiener Journal' nennt es »ein schmeichelhaftes Urteil« über Wien. Also den Melker Stiftskeller hatte er in petto. Mit »Kutschern« wollte er trinken, die längst Chauffeure geworden sind, mit abgeschiedenen Dienstmännern, die auch bei Lebzeiten nie dort verkehrt haben und eigens für diese Gelegenheit die Livree hätten anziehen müssen, und mit Köchen, ausgerechnet mit Köchen! Was in so einem Berliner Gehirn nur vorgeht. Was sich diese Kunden nur unter einem »Melker Stiftskeller.« vorstellen, wo offenbar ein Abt den Grüßer macht, und Ministrantenbuben als Pikkolos herumhupfen, damit die Herren vom Kürfürstendamm auf ihre Spesen kommen. Vielleicht lassen sich Theaterleute herbei und der Herr Glawatsch verkleidet sich als Kutscher, Herr Maierhofer als Dienstmann und Herr Homolka — dieser frische Eindruck spielt wohl hinein — kommt, wie er ist, als »Koch Mario« (aus dem »Josefstädtischen« Theater), wohl der einzige Koch, der in Wien momentan vorrätig ist. Was diese Preußen nur angeben! Wie sie auf die alte Kultur pochen und Klammauk machen, wenn sie nicht da ist! Unaufhörlich vollzieht sich der Anschluß Mampes an die Resitant. Wem Mosse will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, und da geben sie denn ihre »Eindrücke« wieder, daß Gott erbarm. Man kann sich vorstellen, aus welchem Humus von Schmockerei da alles Spanische und Amerikanische erwächst. Bezüglich Wiens scheint für das laufende Jahrhundert die Richtlinie zu bestehen, daß vor den Bahnhöfen die »Waschermadroln« Spalier bilden und alles zu dem Bild passen muß, welches

im »Tageblatt« einmal entworfen ward: beim ersten Auftreten Girardis im Burgtheater haben die Komtessen die Fiaker umarmt. Es bleibt mir unvergeßlich und meine Schlaflosigkeit rührt hauptsächlich daher, daß ich, sooft ich im Einnicken bin, durch die Vorstellung dieser Szene animiert werde. Nun werde ich auch immer daran denken müssen, wie der Kerr sich auf die Kutscher und Dienstmänner und Köche (samt Anhang) gefreut hat, und wie nichts daraus wurde, aber nur weil er vom Besuch des Melker Stiftskellers durch Castiglioni abgehalten war, und wie er die dort wartenden Volkstypen auf das nächste Mal vertröstet. Aber dann!

EIN SCHALK

dieser Tristan Bernard. Aber er fand Überraschungen vor.

Auf dem Bahnhof wurde der Dichter von Dr. *Chapiro*, seinem langjährigen Freunde, dessen Gast er *soeben 16 Tage lang* in Berlin gewesen war; empfangen und auf das Herzlichste begrüßt.

Der Chapiro hat ihn offenbar einen Tag allein gelassen, um vorauszufahren und ihn in Wien empfangen zu können. Das Problem wurde also irgendwie in der Art von Haas und Swinegel gelöst. Einem Reporter erzählte er, wie gut er's beim Chapiro hatte, der ihm zu Ehren ein Konzert gab

an dein Adolf Busch mitwirkte und Professor *Einstein am Klavier saß* und *die Noten umblättert*.

Dann gab es

Empfänge bei Theodor Wolff, bei Georg Bernhard, bei Viktor Hahn usw.

Daß man so etwas erzählt, anstatt es zu verschweigen, wenn es schon passiert ist, zeugt von großer Offenherzigkeit. Der Reporter fragt, wie der Titel der nächsten Komödie lauten werde, worauf der Dichter, es ist aber auch zu komisch,

lachend antwortete: »Ich wäre sehr dankbar, wenn mir das jetzt schon einer sagen könnte.«

Ein Scherz jagt den andern. Er findet im Hotel einen Brief vor, der, man denke nur, nebst Bernards Bild die Bitte um ein Autogramm enthält. Was tat Bernard?

Der Dichter betrachtete eine Weile das Bild und sagte dann mit komischem Entsetzen: »*Na, so häßlich bin ich ja doch nicht!*«

Ein überaus treffendes Aperçu, das schon seinen Sperrdruck verdient. Von der Halle des Hotels tat er »noch einen Blick in den Speisesaal«, und siehe da, wer sitzt dort? Reinhardt

der ihn *sofort* herzlich begrüßte.

Auf dem Wege »in seine Appartements« bemerkte er noch »gut gelaunt«:

»*Ich habe ausgesprochenes Pech!* Als ich jetzt in Berlin war, da war auch Paul Valéry dort. Und so hatte man ihn und mich gleich in einem Zuge gefeiert. Und jetzt komme ich nach Wien und Gerhart Hauptmann ist hier. Nun, jedenfalls haben es die Leute dadurch leichter, wenn sie uns beide auf einmal feiern.«

Und so kugelte er sich in seine Appartements. Die Frage bleibt, wann endlich diese Dichter ein Brechen angeben wird bei der Vorstellung, daß sie noch vor dem Händewaschen für hunderttausend fremde Menschen, denen es der eine weitergibt, ihre Lazzi machen müssen. So tief prostituieren sich nicht einmal mehr Schauspieler!

AUFFALLEND

Gerhart Hauptmann hat sich nach seiner gestrigen Ankunft *sofort* in das Hotel Meißl und Schadn begeben, in dem er auch den heutigen Vormittag verbrachte ...

EIN THEATERSTATISTIKER

stellt im 'Neuen Wiener Tagblatt' die Wiener Hauptmann—Aufführungen zusammen, aber nicht einmal auf so etwas ist Verlaß. Er behauptet, »Hannele« habe im Burgtheater »nur arg verstümmelt« aufgeführt werden dürfen. Von dem Moment jedoch abgesehen, daß die Verwandlung des Lehrers in Christus nicht zu deutlich in Erscheinung treten durfte, hat es nie eine weniger verstümmelte Aufführung des Werkes gegeben. Nachdem unter anderen Herr Reimers als »schwarzer Engel« erwähnt ist — eine stumme Rolle, in der er gut war —, heißt es:

Wie konnten damals die kleinsten Rollen noch besetzt werden; eine der Armenhäuslerinnen wurde durch *die Sandrock*, der erste Engel durch die Bleibtreu dargestellt.

Jene wurde aber nicht durch die Sandrock, sondern nur durch deren Schwester Wilhelmine dargestellt, und was die drei Engel betrifft, so wäre eben noch die Hoheit der Wolterstimme diesen »kleinsten Rollen« angemessen, die nie der Höhepunkt einer sonst guten Vorstellung waren. Den Mann, der diese Verse geschrieben hat, heute mit Schmöcken gepaart zu sehen, ist eine Tragödie der Zeit, die er nicht mehr schreiben könnte. Wenn von den kleinsten Rollen in jener »Hannele«—Aufführung die Rede ist, so wäre eher zu erwähnen, daß damals eine Meisterin wie Frau Kratz eine der vorüberhuschenden Frauen in der Sargszene war, oder eines großen Künstlers der Episode, des tragisch verstorbenen Hermann Müller zu gedenken, der als Waldarbeiter Seidel — der Erinnerung eingeprägt wie nur Gabillons Mattern—Ungeheuer — aus dem knappen Bericht über die Rettung des Kindes, über die »Stelle, die nicht zufriert — und nie und nimmer friert Ihn' die nich zu«, ein ganzes Märchen gemacht hat. Daß im Burgtheater auch »Und Pippa tanzt« aufgeführt wurde, verschweigt die Statistik, die dafür ein Stück »Kaiser Karls *Geißel*« anführt. Sonst aber dürfte alles in Ordnung sein.

EIN KULTURFORSCHER

Man hat einmal von dem alten Burgtheater als von einem Besitz der ganzen deutschen Nation gesprochen, ohne daß sich aber dieser Sinn praktisch erfüllt hätte; in Wahrheit war die Burg auch in ihrer Glanzzeit eine Wiener Angelegenheit. Erst Reinhardts Kunst hat Wien zu einer deutschen Theaterstadt und, wie Samstag, zum Mittelpunkt der deutschen literarischen Welt gemacht.

Jawohl, mit den Bekessy—Leuten ins Grüne! Es ist von einem gewissen »Dominik«, hinter dem sich, wenn mein Geruchssinn mich nicht täuscht, ein gewisser Tschuppik verbirgt. Ist er's, so möge er nur hervorkommen.

EINE BEMERKENSWERTE MAHNUNG

an eine jüngere Generation von Nichtskönnern läßt Trebitsch ergehen. Er wendet sich gegen den aggressiven Ton, der heute »gegen die Verwalter schwer erworbenen Ruhmes angeschlagen« werde, und tadelt die »sonderbar ängstlich konziliante Weise«, in der sie — namentlich »der Edelsten einer«, Herr Thomas Mann — sich da verteidigten. Trebitsch, nicht gewillt, dies länger zu dulden, untersucht insbesondere den Vorwurf, daß die ältere Generation »an der Menschheitskatastrophe mitschuldig« sei, einen Vorwurf, den sie allzu willig auf sich nehme. Nun läßt sich die Schuldfrage sicherlich bereits dahin klären, daß Trebitsch am Ausbruch des Weltkriegs unschuldig ist, da er mit Ausnahme der Shaw—Übersetzung bei keiner größeren Weltkalamität die Hand im Spiel hatte. Aber wäre es selbst anders, so gibt er den ungestümen Anklägern doch eines zu bedenken:

Sie vergessen dabei — und die Wortführer unserer Generation mit dem labilen Gewissen tun willig ein Gleiches —, daß selbst eingestandene Verbrechen nie und nimmer *gegen unsere Prosa sprechen könnten*.

Würde man demnach vermuten müssen, daß Trebitsch nicht so sehr Shaw—als Wilde—Übersetzer sei, so möchte ich doch, was seine Prosa betrifft, sie nicht jenseits der Kriegsschuld gelten lassen, sondern lieber seine Unschuld jenseits der Prosa. Trebitsch, der Verwalter schwer erworbenen Ruhmes, scheint mir allzu stark in absoluten Wertungen befangen. Er meint, daß es den Stürmern und Drängern nicht gelingen werde, die zu entwurzeln, »die wir heute als Meister unter uns gegrüßt und anerkannt sehen«, weil »Werke der Kunst niemals auf den Trümmern ihrer Vorläufer erblühen«.

Und niemals wird das Drama geschrieben werden, das den »Hamlet« lahmlegt, den »Lear« an die Wand drückt und den »Faust« lächerlich und überflüssig macht, niemals ein Epos, das die »Odyssee« aus den Reihen unsterblicher Erzählungen streicht ... Unereschüttert bleiben im Besitze ihrer Throne, die zu Recht geherrscht haben im ewigen Reiche des Geistes und der Gestalt.

Sehr richtig, und so ergibt sich von selbst, daß die Bronnen und Brecht schön abblitzen werden, wenn sie gegen die Trebitsch und Zweig anrennen wollen.

ZWEI VETERANEN

Von den kriegslyrischen Schätzen aus der Verlassenschaft des Friedensmenschen hat eine Sammlung etwas geborgen, die den Titel führt »Gloria Victoria, Ausgewählte Gedichte des Weltkrieges, für den Unterricht erläutert von Prof. Dr. Paul Goldscheider, München«. Da steht ein Gedicht »Es geht eine Schlacht«, dessen erste Strophe lautet:

Es geht eine Schlacht ... mit schwerem Gang.
Am Weichselfluß? Am Wasgenjoch?
Die Stille redet. Tagelang.
Wir wissen's nicht. Und wissen's doch.

Sodann schwillt, heimatwärts, ein flüsterndes Geraun »von eurem Blut in unser Herz«, zieht ein heimlich steter Fluß »von eurem Hirn in unser Hirn«, ein

Schrei schallt, ein Schuß hallt und »trifft uns in die eigne Stirn«, die Herr Kerr hatte, noch die folgende, vierte Strophe zu dichten:

Es weht ein Allerseelenwind.
Wir schreiten alle Einen Schritt.
Und die wir fern vom Felde sind,
Wir kämpfen mit; wir sterben mit.

Das war im 'Tag', August 1914, enthalten. Der Herr Professor Goldscheider setzt darunter:

Idee: Es gibt eine geheimnisvolle seelische Verbindung der in der Heimat Zurückbleibenden mit den Kriegern da draußen.

Sie bestand aber nicht nur in der Einrichtung des Kriegspressequartiers, sondern auch durch die Tätigkeit jener mehr lyrischen Heimarbeiter, die wie Herr Kerr täglich (oder alternierend mit dem Kollegen) ihren Vers zu den »beiden Berichten« parat hatten. Der Herr Professor Goldscheider erläutert diese seelische Verbindung des weitern und gelangt dann zur Technik des Vortrages der Verse, indem er die folgende Weisung gibt:

Schluß: »Wir kämpfen mit.« Pause. *Mit festem Ton:* »Wir sterben mit.«

Nun mag dies im Zeitpunkt August 1914 allenfalls für den Herrn Professor Goldscheider und für andere Professoren, die sich damals hervorgetan haben, zutreffen. Was aber den Herrn Kerr anlangt, so ist er erwiesenermaßen schon im Juli 1911 gefallen, so daß er den Weltkrieg gar nicht mehr erlebt hat und die darauf bezügliche Lyrik ihm fälschlich zugeschrieben wird.

DICHTERVORLESUNG

Selten lesen Dichter ihre Werke gut vor. *Aber darauf kommt es auch nicht an.* Das Gut—Lesen können sie *getrost* Schauspielern überlassen. Das, was so eine Dichtervorlesung *auszeichnet*, was ihr *Bedeutung gibt*, ist die Art, wie ein Autor sein Werk im Lesen *gestaltet*.

Also wie macht man das, wenn man nicht gut lesen kann?

WAS HUNDERT ANDERE AUCH TUN UND WODURCH ES SICH UNTERSCHIEDET

... Dann betrat Heinrich Mann selbst den Saal ... Es ist von sonderbarem Reiz, einen so bedeutenden Mann *etwas Belangloses tun zu sehen*, das *hundert andere Menschen auch tun: das Podium eines Konzertsalles betreten*. Es liegt darin *ein Kontrast*: diese unmittelbare *Nähe* einer Persönlichkeit, deren Geist *von solcher Weite* ist, daß wir ihn *immer nur als fern* empfinden können. Und als er las, *erkannte man den Dichter. Ohne die blendenden Mittel eines Vortragskünstlers liest er ...*

WIE GEARBEITET WURDE

Der berühmte Romancier Heinrich Mann, der — wie Graf *Keyserling* ausgedrückt hat — »den Deutschen ein großes Buch ihrer Wirklichkeit *gab*, wie es Balzac, Anatole France, Rolland den Franzosen *zu geben versucht* haben«, wird über Einladung des Kulturbundes am Samstag ...

EINE BEDAUERLICHE FESTSTELLUNG, DIE ZU VERSCHWEIGEN

UNANGEBRACHT WÄRE

Der Kulturbund, als dessen Gast Heinrich Mann gestern zwei unveröffentlichte Novellen las, hat das Wiener Publikum überschätzt. So bedauerlich diese Feststellung ist, sie zu verschweigen, wäre unangebracht: der große Musikvereinssaal war kaum mehr als zur Hälfte gefüllt. So ist diese Zeit. Ein Boxer, ein Filmheld, ein Kanalschwimmer wäre überlaufen worden. Der geistige Führer, der Repräsentant deutschen Schrifttums, ist nur für wenige anziehend.

Offenbar gibt es aber, da ich weder Boxer noch Führer bin, weder Kanalschwimmer noch Repräsentant, eine dritte Kategorie, die den Saal mehr als zur Gänze füllen kann. Es ist die, die ihre Vorträge nicht in der Presse anzeigen läßt.

DIE FINDIGE POST

Ungewöhnliche Dinge haben sich da begeben:

Ernst Lothar *schloß* seine Einführung mit der Verlesung eines Briefes, der ihm *während seines Vortrages überreicht* wurde. Professor Max Liebermann, der Präsident der preußischen Akademie, hat an Heinrich Mann die Mitteilung gerichtet, daß die Sektion für Dichtkunst ihn in ihrer ersten Sitzung zum Mitglied gewählt habe, und fragt *vertraulich* an, ob Mann die Wahl annehme.

Und da Heinrich Mann annimmt, hatten die Anwesenden *Gelegenheit*, dem Ausgezeichneten *ihre Genugtuung* darüber zu bezeugen.

Der Brief mit der vertraulichen Anfrage muß also spät abends eingetroffen und von der Post irrtümlich statt an den Adressaten Heinrich Mann an Herrn Ernst Lothar ausgeliefert worden sein, wiewohl dieser gerade einen Vortrag hielt und schon an und für sich als Pseudonym schwer auffindbar ist; denn während man glauben möchte, daß er Rudolf Lothars Bruder ist und also Spitzer heißt, verbirgt er sich als der Bruder Hans Müllers. Aus dem Brief ging aber noch nicht die Antwort hervor, nämlich, ob Herr Mann annimmt oder ablehnt. Wie erfuhr Herr Lothar dieses? Und vor allem: wie konnte ihm, während er sprach, ein Brief überreicht werden? Das 'Extrablatt' ist genauer informiert:

Während der gestern abends im großen Musikvereinssaal stattgefundenen Vorlesung Heinrich Manns *traf in Wien ein Schreiben* der Deutschen Dichtersektion *aus Berlin ein*, in welchem Heinrich

Mann die Aufnahme in die Deutsche Dichtersektion mitgeteilt wurde.

Ernst Lothar hatte *eben* einen einleitenden Vortrag *begonnen*, als *ein Diener* das Schreiben *in den Saal* brachte. *Daraufhin* las Ernst Lothar den Brief vor, der, von Max Liebermann gezeichnet, an Heinrich Mann die Anfrage richtete, ob er die Aufnahme in die Deutsche Dichtersektion annehme. Ernst Lothar konnte *gleichzeitig* die *bejahende Antwort des Dichters* dem Publikum *mitteilen*, das die Nachricht *mit stürmischem Beifall aufnahm*.

Manches bleibt doch unaufgeklärt. Nehmen wir also getrost an, daß am Abend im Hotel des Herrn Heinrich Mann ein Brief aus Berlin eingetroffen war, den der Portier sofort ins Künstlerzimmer nachgeschickt hat (da er ahnte, daß darin die Berufung in die Akademie enthalten sei). Mann entschloß sich, den Brief durch einen Diener aufs Podium zu schicken. Er dachte, wenn er sich schon durch Herrn Ernst Lothar eine »Einführung« in seinen Vortrag besorgen läßt — Lothars Bruder Hans Müller ist offenbar für Thomas reserviert —, so gehe dies in einem. Die Post, das Hotel, der Dichter, der Diener —, alles klappte tadellos. Wie aber erfuhr Herr Lothar, daß der Dichter die Berufung annimmt? Da bleibt nur die Vermutung, daß dieser einen Zettel mitgeschickt hat mit den kurzen, aber inhaltsschweren Worten: Sagen Sie, ich nehm' an! ... Es kommt selten vor, daß während einer Produktion ein Diener auf dem Podium erscheint, höchstens bei Todesfällen oder wenn ein Vortragender das Publikum dermaßen langweilt, daß er abgeführt werden muß, was tatsächlich einmal in Wien geschehen sein soll. Herr Ernst Lothar dürfte erschrocken sein, als der Diener herannahte, aber er bewies eine Geistesgegenwart, die vielleicht im Vortrag selbst nicht so ganz zur Geltung kam. Davon, daß zwischen so ernsten Männern etwa eine Komödie abgekartet worden wäre, indem ihnen Berufung und Annahme schon vor Beginn des Vortrags bekannt waren, und nur um die Stimmung des Publikums zu heben, der Zwischenfall mit der Intervention des Dieners inszeniert wurde, davon könnte doch nicht die Rede sein. Kläglich genug bleibt ja die Vorstellung, daß die Akteure selbst überrascht waren und sich keinen anderen Ausweg wußten als die Mitteilung an das Publikum. Die öffentliche Haltung Heinrich Manns hat bisher für solche Vorstellungen wenig Raum gelassen. Aber die Würde eines deutschen Dichterakademikers scheint eben allerlei Konzessionen zu bedingen.

WAS SICH UNTER DEN GESTIRNEN TUT

erzählt Großmann:

Dieser Mann, der vierzig Jahre *sein Werk gebaut*, hat in diesen vier Dezennien nicht ein aufmunterndes Wort von oben empfangen. *Von oben? Was war, was ist sein »Oben«?* Er stand *sein Leben lang unter den Gestirnen und wuchs*. Mehr Segen von oben als er haben wenige empfangen!

Kant? Nein, S. Fischer, Verlag.

WIE SIE WURDEN

Großmann gibt interessanten Aufschluß:

Er (S. Fischer) hatte viele Stunden Zeit, hinten auf einem Bücherberg zu hocken und *zu lesen, zu lesen und zu lesen*. Es ist das Glück der jungen Menschen, die aus kleinen, armen Häusern stammen, daß sie nicht zu früh mit allzuviel Bildung belastet werden. *Wie viel Frische* und unverblaßten Eindruck hat Max Reinhardt (übrigens aus derselben Weltgegend stammend) *dieser Gott*

(so endet die Zeile)

sei Dank späten Hingabe an die Königsdramen, *an Stella*, an den zweiten Faust *zu danken*. Man kann gar nicht spät genug gebildet, dann aber wahrhaftig geformt werden.

Daß Reinhardt ausgerechnet der Lektüre der Stella seine Frische zu danken hat, darauf wäre ich nie gekommen. Seine Hingabe an den »zweiten Faust« habe ich ihm immer geglaubt, aber das mit der Stella ist interessant. Wenn man nun auch wüßte, von welchen Eindrücken S. Fischer, der da las, las und las, sein Reüssieren herleitet.

DER LÄCHLER

Herr Shaw hat seinen Dank an Deutschland durch S. Fischer übermittelt und mit sympathischer Bescheidenheit seinen Gefühlen bei dem Übermaß von Ehrungen Ausdruck gegeben:

Die Wirkung war, als ob Sie eine schwere goldene Kette um den Hals einer Gans gehängt hätten, so daß der arme Vogel, unter besten Absichten, auf den Grund des Teiches sank.

In dieser Lage habe er nicht gleich antworten können. Jetzt aber ist er wieder obenauf und munter wie zuvor.

Was sollte ich tun? ... Ich hätte *Trebitsch umarmen können*, dem ich meinen Ruf in Deutschland verdanke.

Aber wie den sämtlichen erwachsenen Männern danken, die mit ihm Bubi gespielt haben?

Aber wie kann man *einer Reihe von Bergen die Hand schütteln* oder *Walhalla umarmen*? *Stellen Sie sich den alten Mann vor*, wie er überwältigt den Kopf schüttelt und murmelt: »Bitte, bitte, sehr verbunden, tausend Dank« usw. usw., bis er erschöpft in Schlaf sinkt!

Immer lustig, gab er, anstatt Hand und Kopf zu schütteln, Anweisung, allen Journalisten und Gratulanten mitzuteilen, daß er »am Morgen beim Baden im Lago Maggiore ertrunken wäre«; diesmal ohne goldene Kette. Wovon sich bald darauf wenigstens die Journalisten auf dem Festland überzeugen konnten. Folgen noch einige köstliche Witze, die unzweifelhaft dartun, daß dieser unterschobene Ire ein Verwandter von Mosse und Theodor Wolff ist, der, statt den 'Ulk' zu redigieren, von Trebitsch ins Englische übersetzt wurde. Die Weltgeltung versteht sich aber aus der allgemeinen Übersetzbarkeit einer Banalität, die an den Normen der Welt eben die Kritik übt, um derentwillen sich die blutigsten Tyrannen ihre Hofnarren hielten. (Deren Witz doch wenigstens das Tragische solcher Antilogie hatte.) Und da er als höchsten Ausdruck dieser Weltgeltung den Nobelpreis bekam, tat er, was man erwartet hatte. Er »lächelte«, und wenn man sich dieses Lächeln in alle Welt telegraphiert und in allen Spalten stereotypiert vorstellte, da konnte wohl — wie ein Kollege und

Landsmann des Herrn Shaw gesagt hat, den dieser nicht besonders schätzt — »der Mensch in salz'ge Tränen vergehn, wie Kannen seine Augen brauchend, des Herbstes Staub zu löschen«. Er dankte nicht, sondern er lächelte, und machte vor Journalisten den Scherz, er habe den Preis für das Jahr 1925 vermutlich deshalb bekommen, weil er in diesem Jahre nichts geschrieben habe — ohne sich des tieferen Witzes solcher Preiswürdigkeit bewußt zu sein —; dann führte er die Hanswurstiade jenes Verzichts auf mit der Forderung, daß der Betrag dem Ausbau englisch—schwedischer Kulturbeziehungen zuzufließen habe, ohne daß jemand sich vorstellen könnte, was das sei und wie man das mache. (Mit Recht wies er auf die Reichtümer hin, die ihm die Weltbelustigung eingetragen hat und die er mit keinem Musikmacher teilen muß; die Krise der Geldentwertung scheint überstanden, die seine Tantiemen geschmälert hat und über die er seinen Humor in einer Zeit verlor, in der es anderen Menschen noch etwas schlechter ging.) Dann aber nahm er an und »stellte nur die Bedingung«, daß er in seinem Sinne über das Geld verfügen könne, womit er eines der primitivsten Menschenrechte für solche, die einen Preis gewinnen, erkämpfen wollte. Mit einem Wort, einer von den großen Antipoden der Konvention, über die sie eine damische Freud' hat. Ja, das ist ein Satiriker, wie er sich gehört, ein »schöpferischer Satiriker«, keiner, der bloß niederreißt, nicht so wie eh schon wissen, sagten alle. Denn was immer er der Welt antat, er lächelt wie der gesunde Menschenverstand, der zum Bade ladet, dem man bis auf den Grund sieht und in dem überhaupt keine Gans ertrinken könnte.

PROPHETA IN SUA PATRIA

... Die Trubetzkoische Arbeit ist sehr bekannt und ob ihres ungeheuren Schwunges und der temperamentvollen Lebendigkeit sehr oft reproduziert worden. Shaw erzählte Frau Grammatica die Geschichte dieses Porträts und sagte: »Von rechts sehe ich aus wie Christus, während ich von links eher für Judas gehalten werden könnte. In hundert Jahren wird diese Büste in einem Museum stehen und eine Tafel tragen mit der Inschrift: 'Fürst Trubetzko: Bildnis eines Unbekannten'.«

ES PUMPERT

Eine der stärksten Manifestationen des Wiener Herzens war es. Sie wollten, die Getreuen, ihrem genesenen und heimkehrenden Marischka einen kleinen Empfang bereiten, nur einen ganz kleinen Empfang (der natürlich nicht in die Zeitung kommen sollte).

Doch schlug diese Absicht fehl.

Man hatte die Rechnung ohne das Wiener Herz gemacht, das es sich nicht nehmen ließ.

Denn es sprach sich rasch herum, daß *der Künstler* Freitag abend aus Paris ankommen würde, und aus dem kleinen Empfang, den man sich gedacht hatte, wurde eine Massenszene. Schon um 6 Uhr hatten sich *zirka dreitausend Personen* eingefunden.

Es hatte sie hingetrieben.

Außer dem bloß zuschauenden Publikum war alles vertreten. Einer aber ragte hoch über sie hinaus, denn

Unter den Anwesenden bemerkte man Minister a. D. Heidl dem sich Brammer und Grünwald anschlossen, während Farkas und Grünbaum bis St. Pölten entgegengefahren waren, worüber Kastor und Pollak ihre Rührung nicht verbergen konnten. Einer wirkte auf eigene Faust: es war Fritz Werner, in österreichischen und bayrischen Alpenkurorten auch als »der Wernerfritzl« bekannt und gleich dem Heini von Steier, der wieder im Land ist, bei Jung und Alt beliebt. Er tat das Äußerste, er

war in der Livree und Maske des Kammerdieners aus dem »Schwalbennest« erschienen und hielt einen großen Blumenstrauß, den er, als der Zug einrollte, Direktor Marischka überreichte.

In diesem Augenblick begann es in dreitausend Herzen zu pumpern und sie wußten nicht, ob sie mehr dem Heimgefundenen oder dem Liebling, den sie auch in der Verkleidung wiedererkannten, zujauchzen sollten. Was aber tat jener?

Er küßte jeden, der ihm in den Weg kam, und zeigte sich sehr bewegt.

Er ist etwas schlanker geworden

und das kann, wie er sagt, nicht schaden.

Kaum war dieses Wahrwort gefallen, begann auf dem Perron die Jazzband des Stadttheaters zu spielen. Auf der Straße herrschte dann großes Gedränge, laute Hochrufe erschollen, als der Künstler und seine Gattin, sein jüngstes Töchterchen am Arm, das Auto bestieg,

das ihn nach Hause brachte.

Es ging also noch wüster zu als sonst auf und vor einem Wiener Perron, weshalb einer unserer Mitarbeiter erst später Gelegenheit hatte, den Künstler zu sprechen, der von dem Empfang überwältigt ist. Überflüssig zu erwähnen, daß sein Heim einem Blumengarten gleicht. Schalkhaft erzählt er von den Folgen seiner Fischvergiftung, sein ganzer Körper sei krebsrot gewesen, die Lippen angeschwollen wie Bananen, sein Gesicht wie ein Kürbis. Was die »künstlerischen Dinge« betrifft, so hat er sich viele Revuen angesehen und viel abgeschlossen. Das wird in einem Artikel von 84 Zeilen jenen Wienern erzählt, die teils durch Beschäftigung, teils durch unfreiwillige Arbeitslosigkeit verhindert waren, dem Ereignis beizuwohnen. Und man will uns einreden, daß sich seit den Zeiten der Riedlherrschaft im kulturellen Leben dieser Stadt auch nur das Geringste verändert hat.

WIENER LEBEN

... Frau W.: Unser Haus ist rot, ich aber bin farblos. — Richter: Was sind Sie, farblos, was soll das heißen? — Frau W.: Das soll heißen, daß mich die Politik weniger interessiert als der Radetzky-marsch. Und weil mich die Politik nichts angeht, habe ich *am 1. Mai meine Teppiche geklopft*, das geht doch niemanden etwas an. Aber die Roten in unserem Haus haben natürlich gleich ein großes Wasser aus der Geschichte gemacht ... Schließlich versucht der Richter noch mehrmals, einen Ausgleich herbeizuführen

... Frau W.: Ich bin doch eh bereit, Herr Richter. Mit allen gleich ich mich aus, nur mit dem Alfred und seinem hohen Bildungsgrad nicht. Der soll sich merken, daß man nicht schimpfen darf. *Den Goethe habens', so viel ich weiß, auch eingesperrt, weil er das Götzitat gebraucht hat.* Und der war doch gewiß ein studierter Herr ...

Ja, ja, dahin mußte es einmal kommen. Was aber das Teppichklopfen anbelangt, so wäre es besser, wenn die Roten nicht bloß am 1. Mai, sondern an jedem Tag ein großes Wasser daraus machten. Und alles, alles wäre anders, wenn sie damals, als es ans große Reinemachen ging, einer Verrichtung, in der sich die wahre hausherrlich—bürgerliche Bestialität austobt — an Teppichen, Dienstbotenlungen und unser aller Ruhe —, ein Ende gemacht hätten. Aber sie haben ja auch den Fußmarsch, der uns von der Straßenseite weckt, beibehalten, und in nichts drückt sich die Nichtveränderung des Lebens besser aus als in dem Fortleben von Geringfügigkeiten, in Wahrheit Privilegien der Tobsucht, die das fremde Lebensgut konfisziert.

WAS DIE 'REICHSPOST' MIT DEM DEUTSCHEN DICHTER SAGEN KANN

... Da kann man nur mit dem deutschen Dichter sagen: *Und der Gast wendet sich mit Grausen.*

Das tut er ganz bestimmt; denn es würde ihm keinesfalls, und wenn er sich noch so sehr anstrengt, gelingen, es mit dem deutschen Dichter zu sagen, — es kommt und kommt halt kein Vers heraus. Da ist es eben der 'Reichspost' widerfahren, daß sie das »da« bereits konsumiert hatte und nun kopfscheu wurde. (Sie sollte sich von Herrn Hofmannsthal für alle Fälle ein paar »da« ausborgen.) Auch scheint sie geschwankt zu haben, von welchem deutschen Dichter es ist, weil doch sonst gar kein Hindernis bestünde, ihn zu nennen. Es ist aber von jenem, der sich mit Grausen gewendet hat, als der andere das Götz—Zitat gebrauchte, für das er auch, wie eine Leserin der 'Reichspost' erzählt hat, eingesperrt wurde. Schrecklich übrigens diese Geschichte mit dem Götz—Zitat. Das kommt davon, daß die ganze Gegend fasziniert ist von dem Humor dieser Berufung, auf den ja ein eigenes tierisches Witzblatt gegründet wurde. Einem Europäer fehlen alle Voraussetzungen für solchen Genuß. Neben mir aber saß einmal ein Hiesiger, von dem ich geschworen hätte, daß er auf die 'Reichspost' schwört und »Sie regnet« sagt. Der starrte in den 'Götz' und war total verinnerlicht. Plötzlich brachte er ganz trocken die Worte hervor: »Zum Schießen der Götz.« Er skandierte nicht einmal, stellte nur fest, aber in ihm war Ergötzen. Ein Europäer, der keine Ahnung hat, daß Schießen den von Berlin übernommenen höchsten Ausdruck der Lebensfreude bedeutet, hätte nach der Leichenbittermiene, mit der jener es sagte, geschlossen, daß er den Götz erschießen wolle, eine Regung, die ja auch ihm verständlich wäre. Es war die gespenstischste Auswirkung des Witzblatthumors, die ich je gesehen habe. Und der Gast wandte sich mit Grausen.

Überall erhältlich

Die Schändung sprachlicher Denkmäler, gegen die, wie im letzten Heft der Fackel mitgeteilt war, die Tschechoslowakei ein Gesetz zurüstet, wird jetzt in den sozusagen deutsch sprechenden Ländern radikal durchgeführt. Zu diesem Behufe hat sich die Presse aller Parteien mit einem Essig— und Likör-erzeuger verbündet, in dessen Händen nun alle Varianten klassischer Zitate, die auf seine Ware anwendbar scheinen, konzentriert sind. Die 'Wiener Neuesten Nachrichten' haben, wie bereits hervorgehoben wurde, gleich den redaktionellen Teil in den Dienst der guten Sache gestellt, mit dem Beitrag:

E Der neue Goethe
Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen,
Hab' mit Salat in Huber—Essig
Ich gefüllt den Magen.

Überall erhältlich.

Dem großdeutschen Blatt hat sich die 'Arbeiter—Zeitung' angeschlossen, die es vielleicht für angezeigt hält, auf diese Art, wenngleich nur im Anzeigenteil, die Klassiker zu popularisieren, da die Kunststelle doch mehr für das leichte Genre bahnbrechend wirkt. Es wurde mit Schiller ein vielverheißender Anfang gemacht:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre;
Drum ist es jedes Bürgers erste Pflicht,
Eifrig zu trinken Huber—Liköre.

Überall erhältlich.

Man kann es in der Nummer vom 8. August nachlesen, einer Zeitung, von der man gern annehmen möchte, daß ihr Druck, wenn schon nicht gegen die Lügengifte der Parteipolitik, so doch gegen die entgeltliche Ansteckung des ärgsten bürgerlichen Sittenverfalls gefeit sei. Da eigentlich weder die Aufgabe, den Konsum von Alkohol dem Proletarier zu empfehlen, noch auch die Ermahnung des Bürgers an seine Likörpflicht den Tendenzen der Sozialdemokratie entspricht, so war hier wohl mehr der Appell an das anschlussbereite nationale Gefühl maßgebend. Freilich könnte man die Erkenntnis, die Schillers Sentenz zugrundeliegt, auch damit exemplifizieren, daß eben die Nation nichtswürdig sei, die so wenig an ihre Ehre setzt, daß sie die Worte ihrer Nationaldichter zur Verherrlichung ihrer Schnapserzeuger verwenden läßt. Das stand also in der 'Arbeiter—Zeitung', während die jüdische 'Wiener Morgenzeitung', die gewiß andere Sorgen hat als die Betreuung deutschen Kulturguts, wie folgt faustisch ringt:

Wo lass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt?
Indem man mit Huber—Likör sich tränkt!

Überall erhältlich.

Wiewohl nun dieser Huber offenbar das Heft in der Hand hat und die Presse aller Parteien zwingen kann, seiner Fahne zu folgen, läßt sie es sich natürlich nicht nehmen, auch dort, wo sie nichts dafür bekommt, ein Sprachdenkmal zu bepissen. Für die Befriedigung dieses Dranges taugt wie eh und je am besten »Über allen Gipfeln«. Das ist nun einmal doch der bewährte Schlager, der nie versagt, zwar nicht wie Hubers Schätze entgeltlich, doch überall erhältlich. Oft und oft habe ich darauf hingewiesen, daß schon die Vertreter der meisten Berufe, die es in der Region der deutschen Sprache gibt, ihre schmierigen Prätzen an diesem Wunderwerk abgewischt haben, ja daß eine förmliche Wollust von ihnen Besitz ergreift und die Händler schwarze Messe feiern, wenn

sie diese blasphemische Gelegenheit nur von fern wittern. Keiner dieser Lumpen, deren Spießerbust an Feiertagen mit allen Redensarten von den Kulturgütern der Nation bespickt ist, kann, bei der Exkneipe angelangt, sich des Humors enthalten, die Belange seiner Geschäftstüchtigkeit mit den Worten Goethes zu verknüpfen, und andauernd erweist es sich als nötig, dem Mißverständnis entgegenzutreten, als ob mit der Frage, der Völkerbundreise auch schon die der Zimmerreinheit entschieden wäre. Glaubt man nun doch, daß bereits jeder seine dreckige Lust befriedigt habe und daß bald über allen Gipfeln Ruh sein müsse, so kommt immer wieder ein neuer Koofmich, der seine Branche mit dem Goethegedicht assoziiert und so frischfröhlich sein Sprüchlein aufsagt, als wäre er der erste, der die Wahlverwandtschaft entdeckt und auch der erste, der dafür eins auf die Schnauze bekommt. Überall erhältlich! Aber der Kretinismus bedarf gar nicht mehr der Anregung durch das spezifische Berufsinteresse, es genügt ihm schon etwa das Erlebnis, auf eine Elektrische warten zu müssen, um seine miesen Gedanken mit Goethe zu verbinden. Im 'Brünner Tagesboten' — allerdings einem Blatt, welches die Lage der Deutschen in der Tschechoslowakei mit einer Dummfrechheit belastet, die fast an die Maße der Linzer oder Grazer 'Tagespost' heranreicht — ist das Folgende möglich. Ein Humorist, der seine Herkunft aus der Zwöcklregion (Muskete, Jeremias, Wauwau) nicht verleugnet und etwa statt Tabaktrafik »Nikotinhöhle« sagt, plaudert über ein neues Wartehäuschen, das »sein Mäntelchen gelüftet« habe:

Viel Blumen weiden die Halle umrahmen, und auf den festen breiten Fliesen werden ungeduldig zappelnde Füße den Brünner Elektrische—Marsch trampeln. Nejede, nejede, neprichazi. Sehnsuchtsvoll werden *Blicke* in die Ferne *schauen* und an *Margaretenblumen pflücken*: Sie kommt, sie kommt nicht, sie kommt, kommt nicht; sie kommt!

Wie singt doch Goethe so schön:

Über allen Schienen ist Ruh,
Von einem Dreier spürest Du
Kaum einen Hauch
Warte, ach warte ...

Ixo.

Daß dergleichen immer ein interessantes Pseudonym hat, dessen Mäntelchen es nie lüftet! Man müßte einmal alle diese geistreichen Inkognitos der Zeitungsgeschichte zusammenstellen. Jeremias, Wauwau, Schnidibumpfl, Spadifankerl, Oha, Z. A. Spring, N. D. Gall, Jobs, Mevisto, Bac, Kajetan, Dominik, Ixo, Nemo — eine unübersehbare Menge von Kerlen, die den Teufel im Leibe hatten, aber bescheiden hinter dem Dreck zurücktraten, ihn für sich selber sprechen ließen und nur durch die Erfindung eines Spitznamens ausdrücken wollten, daß sie gute Laune mitgebracht hatten. Immerhin ist hier ein Schritt über die derzeit noch völlig anonyme Pissoirliteratur hinaus getan, die bekanntlich bei keiner Nation so stark entwickelt ist wie bei den Deutschen. Aber dort wo sie sich an dem Goethewort delectieren — ergötzen tun sie sich beharrlich an einem andern —, ist, selbst wenn die Handlung nicht in einem Wartehäuschen vor sich geht, die Verbindung der Sphären hergestellt. Denn welche Wand wäre noch nicht mit einer Variante jener Verse beschmiert worden, mit deren Verhuzung der deutsche Spießier aller Konfessionen seine wahre Notdurft befriedigt!

Glossen

GESCHRIEBEN AUF EINE KLOSETTWAND IN LINZ

Als Kasmaders Wunschtraum aus großer Zeit übermittelt es mir ein Leser, leider ohne mitzuteilen, ob er es damals entdeckt hat oder ob es noch heute sichtbar ist, in welchem Fall gewiß ein Zustrom von Fremden zu erwarten wäre.

A G'selchtes und a Sauerkraut,
A Maderl mit der Jungfernhaut,
Das goldene Verdienstkreuz mit der Krone —
Bruder, das wär nicht ohne.

Hier ist alles beisammen und nichts fehlt als ein Plätzchen in den »Letzten Tagen der Menschheit«. Wie schade! Und leider wird sich auch nicht eruieren lassen, ob der Dichter identisch ist mit dem Neandertaler Buam, der kürzlich seine Landsleut' davon verständigt hat, ich hätte mich »in den Schutz der Gerichte geflüchtet«,

literarisch also das Eingeständnis des Unterliegens.

Dies würde zwar, wiewohl es schon kasmadert, noch nicht unbedingt auf die geistige Identität schließen lassen. Aber eine Wendung ist da, die dem Gusto auf G'selchtes, Verdienstkreuz und ein Maderl mit Sauerkraut die zugehörige Aversion beigesellt, die gegen meinen Namen:

... *kurz und bezeichnend* »Fackelkraus« genannt ...

Kurz ist es, wie nur, sonst ein Linzer Naturlaut, aber warum es mehr für mich bezeichnend sein soll als für den Trottel, der mich so nennt, das weiß der Gott, der die Neandertaler wachsen ließ. Leider bleibt der deutsche Mann, der dort für die 'Tagespost' schreibt, selbst ungenannt, wie der Landsmann, der dort auf die Klosett wand schreibt, so daß gerade diese Ähnlichkeit die Feststellung der Identität erschwert und man nur auf den Typus angewiesen bleibt, mit dem den einzig verfügbaren Planeten zu teilen schon eine rechte Zumutung ist.

EIN NEUER SPÖTTER

ist in den Wiener Stimmen« erstanden, der den »Oha« glatt an die Wand drückt. Er zeichnet »Gdy« (kein Druckfehler) und hat einen ungeheuren Anlauf genommen, indem er unter dem Titel »Es gibt ... « Erkenntnisse über allerlei, was es gibt, zusammenfaßt. Es gibt zum Beispiel das Folgende:

Es gibt Pflanzschulen, in denen Tugenden in die Herzen der Kleinen, und Pflanzschulen, mit welchen die Großen, — gepflanzt werden sollen.

*

Es gibt eine Potentielle, eine Kinetische und eine *Potemkinetische* Energie.

*

Es gibt Leute, die Kren heißen und mit ihrer vermeintlichen Weisheit »Kren reißen«. Bei einem bestimmten Kren sind aber die anderen die Wurzeln.

Zu sonderbar, was einem Christen alles einfällt.

EIN CHAMMER

... Es ist undemokratisch, wenn die Minderheit der Mehrheit in einer personellen Frage (der Wiederwahl Rintelens) ihren Willen aufzwingen will. Mit ebensolchem Recht könnten die Christlichsozialen die Entfernung des Dr. Eisler aus dem sozialdemokratischen Parteivorstand begehren.

Aber die christlichsoziale Minderheit im sozialdemokratischen Parteivorstand ist doch kleiner als die sozialdemokratische im steirischen Landtag!

WIE GESCHMUST WIRD

... Interessant ist, daß die Kriminalistik entgegen diesem Vorwurf des Muckertums wiederholt erklärt hat, daß diese ausführlichen Berichte schlechte Folgen für die Sicherheit des Publikums zeitigten. Auch das Verbrechen ist ansteckend und im Falle der Eisenbahnattentate hat es sich gezeigt, daß viel weniger das Gesetz der Serie maßgebend ist, als viel mehr eine Art psychischer Infektion. Tatsächlich können die Berichte über Sexualverbrechen in dazu inklinierenden Individuen einen Nachahmungstrieb wecken. *Daß aber* durch die Ausscheidung heikler Artikel ¹ *die allgemeine Moral gehoben wird*, dieser Behauptung kann man nur mit allergrößter Skepsis begegnen.

Aber es wird ja gar nicht behauptet, daß man durch die Statuierung einer Anzeigepflicht bei Cholera den Gesundheitszustand heben will.

GRACCHI DE SENSATIONE QUERENTES

... Dafür aber haben wir offene Augen und Ohren für Sensationen aller Art, die heute die Spalten der Zeitungen füllen.

Klagt eine Zeitung. Und zwar das Extrablatt.

NEUE TÖNE, NEUE BILDER

Das ist die Devise jener Presse, die jetzt, wenn's finster wird, das Heft in der Hand hat, während am Morgen verschlafene Matronen der öffentlichen Meinung in eine Zeit blicken, die sie nicht mehr verstehen. Es ist rührend, wie sie da mit ihren verwelkten Reizen noch als Fensterhuren mittun wollen, indem sie vor dem Leitartikel eine Hotelannonce oder ein Mayami oder derlei Wunder ausstecken, aber die Passanten gehen an dieser Welt vorüber, es ist

1 Also die deutsche Lügenpresse tut genau dieses und entwickelt diese bewährte Methode der Volksverblödung durch feinsinnige Abstufung der Darstellung weiter: Ausländerkriminalität und ANTIFA—Verbrechertum werden verschwiegen oder bagatellisiert, alles andere ist »Rechte Gewalt« (auch wenn die Asylbanditen das »Flüchtlings«heim selbst abfackeln) und wird als große Gefahr für die Demokratie dargeboten.

nichts. Vom Mittag an, ja, da gehts auf dem Strich hoch zu und neuestens, seit die 'Stunde' von der Razzia etwas hergenommen ist, strengt sich die 'Allgemeine' besonders an. Sie hat die Mezzie gehabt, von kompetentester Seite auf einen Mord, der nicht geschehen ist, aufmerksam gemacht zu werden, und lebt nun von einem »J'accuse!«, das in ziemlich vorgerücktem Stadium des Whisky—Genusses einerseits und durch einen mehr nüchternen Reklameexzeß andererseits über eine wehrlose Familie verhängt wurde. Nichts wäre glaubhafter als ihre Versicherung, daß ihr die Sensation des Falles peinlich sei und bloß darum zu tun, »eine unaufgeklärte Tragödie aus dem Dunkel der Fama und des Klatsches in das helle Licht der reinsten Wahrheit zu rücken« und »die Aufgabe, die einer pflichtgetreuen Presse aus dieser Affäre erwächst, auf eine knappe Formel zu bringen«. Die knappste Formel wäre die Hundspeitsche, aber eine solche scheint in ganz Wien seit dem Umsturz nicht vorrätig zu sein. Man darf indes nicht glauben, daß das Zeitungsgeschäft, das jetzt Fama und Klatsch nicht mehr aufkommen lassen will, weil es sie in eigene Regie übernommen hat, über den großen Sensationen die kleinen Idyllen vernachlässigt. Wenn Balzac sagt, daß die Zeitung eher dem Publikum ihren eigenen Vater zum Frühstück servieren würde als darauf verzichten, es unausgesetzt zu interessieren und zu amüsieren, so ersieht man schon daraus, daß ihre Blutrünstigkeit von Selbstlosigkeit geleitet ist und es nicht immer auf den Familienfrieden der Nachbarschaft abgesehen hat. Wenn man der Firma Hacsak & Herczeg, die nur durch die Einstellung des Verfahrens nach § 98 b etwas regsamer geworden ist, rechtzeitig statt der Mutmaßungen über den Tod der armen Frau Hauser—Devrient authentische Enthüllungen über die Mätressenwirtschaft am Hofe Diokletians gebracht hätte, wäre sie auch zufrieden gewesen. Sie brauchen halt was G'schmackiges und da sie doch immer eine Peitsche über sich fühlen, nicht die des abwehrenden, sondern die des antreibenden Publikums, so verfallen die öffentlichen Herren eben auf allerlei. Neue Töne, neue Bilder müssen es sein, und da ist es denn erfreulich, einmal so etwas zu lesen:

Hansi Niese: »Mir geht's schon a bisserl besser«.

Wie wir aus dem Rudolfinerhaus erfahren, befindet sich Frau Hansi Niese auf dem Wege der Besserung und ihre Genesung nimmt gute Fortschritte. Frau Niese hat uns durch ihre Krankenschwester telephonisch mitteilen lassen, daß sie sich sehr über unsere und die allgemeine herzliche Anteilnahme gefreut hat. *Sie selbst sagt* über ihren Gesundheitszustand, daß es ihr »*schon a bisserl besser*« geht.

Wie originell das die Niese ausgedrückt hat und wie interessant, dieses Authentische zu erfahren! Dann blättert man weiter und kommt zu den Photographien: siehe da, ein Charakterkopf, buschiger Schnurrbart, martialische Züge. Endlich weiß man, wie er aussieht! Ganz so hab' ich mir ihn immer vorgestellt! Es ist Hindenburg. Aber es könnte auch die Niese als Knieriem sein, und Hindenburg könnte auf die Frage, wie es geht, antworten: Immer feste druff. Macht nichts, das alles ist im Grunde rührend. Ob Idylle oder Sensation, die Leute meinen es gar nicht so, sie wollen ja bloß verdienen und strengen sich an. Bisher haben sich immer nur Mäzene gefunden, die vor dem Bankrott sich noch rasch eine Zeitung hielten. Wenn solche erstehen werden, die diesen armen Analphabeten die Publizität abkaufen und sie in nützlicheren Berufen unterbringen, dann bricht das goldene Zeitalter an.

WIE AUSDRÜCKLICH FESTGESTELLT WERDEN MUSS

Die 'Wiener Neuesten Nachrichten', ihrer Gesinnung nach großdeutsch, bringen einen 52 Zeilen langen Artikel über den Automobilunfall einer Schauspielerin, der mit der Meldung, eingeleitet ist, daß sie

nachdem sie in größerer Gesellschaft in einem Restaurant und in einer Bar die Zeit bis ½ 2 Uhr morgens verbracht hatte, in dem Privatauto einer bekannten Familie nach Hause fuhr.

Nach Beschreibung alles sonst Wissenswerten und der näheren Umstände des leichten Unfalls heißt es wörtlich:

Zwei Stunden lang mußte Trude Brionne, die bei vollem Bewußtsein blieb, sich dieser sicherlich nicht sehr angenehmen Operation unterziehen. Gestern abends war die junge Künstlerin schon wieder munter und wohlauf. Der Verband, der über die Stirne und unter dem Kinn *läuft* und infolgedessen *mit der Kopfbekleidung der Nonnen eine große Ähnlichkeit hat, steht der Künstlerin, die sich bekanntlich* außer durch ihr talentvolles frisches Spiel *auch durch ihr junges herziges Gesicht* das Publikum der Kammerspiele *rasch erobert hat, wie ausdrücklich festgestellt, werden muß, außerordentlich gut*. Sie wird noch zwei, drei Tage im Sanatorium bleiben. Ein Wiederauftreten dürfte ihr, allerdings nur mit Verband, erst Mitte der nächsten Woche möglich werden.

Worauf noch mitgeteilt wird, wieviel die Reparatur des Autos, das ein hundertpferdiger Mercedeswagen ist, kosten wird und dergleichen mehr, was alles für die außerordentliche Assimilationsfähigkeit der Germanen spricht, wengleich sie sich als Anfänger in solchen Aufgaben übernehmen. In den Belangen der Sprache bleibt zweifelhaft, ob »läuft« noch großdeutsch oder schon journalistisch ist.

DIE MORDSBAGAGE

Aus der Wiener Allgemeinen Zeitung':

... Was aber Schober gestern zum Schluß des von ihm so vorbildlich geleiteten internationalen Polizeikongresses in Berlin überreicht wurde — der Stern der Berliner Polizei — das muß im doppelten Sinne als Symbol gewertet werden. Einmal als Ausdruck einer überströmenden Dankbarkeit und zugleich ungewöhnlichen Freundschaft, die absichtlich allem Bombastischen aus dem Weg geht und sich mit einem Stern begnügt, ein andermal gleichsam als Ebenbild für den zu Ehrenden. Ein Stern der Polizei dem Stern der Polizei ... Und nicht nur der österreichischen, sondern der der ganzen Welt.

Daß der Stern sich gleichwohl dazu aufgerafft hat, zu erklären, der »in einem Spätabendblatt« erschienene Artikel über den »Stand der polizeilichen Erhebungen« in der Sache Devrient—Hauser stamme nicht aus amtlicher Quelle und stehe mit den Tatsachen »in krassem Widerspruch«, ist der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' schnuppe. Von dieser amtlichen Erklärung nimmt sie keine Notiz, und Lügen über ein schwebendes Verfahren kann man getrost bringen, da es ja nur verboten ist, Tatsachen aus einem schwebenden Verfahren mitzuteilen.

WIE DER APPARAT ARBEITET

Der 6—Uhr—Schmock hat vor sich ein Telegramm, 66 Zeilen lang, über den Berliner Polizeikongreß. Darin ist der Saal des Rathauses beschrieben, in dem die Mitglieder empfangen wurden, dann ist von den Begrüßungen und Ansprachen des Berliner Bürgermeisters, der Herren Schober und Severing die Rede, von der Polizeiausstellung und von allerlei Referaten, unter denen mit einem Sätzchen auch das des Wiener Polizeidirektors Dr. Brandl über die »Bekämpfung des Alkoholismus durch polizeiliche Fürsorge« erwähnt wird. Wie lautet infolgedessen der Gesamttitel?

Der kriminelle Alkoholismus
Interessante Ausführungen des Wiener Polizeidirektors Brandl
auf dem Berliner Polizeikongreß.

ÖSTERREICHISCHE POLITIK: SOOS BITTEE — !

Als Bürgermeister *Kollmann* am Sonntag den 21. November mit einigen Parteifreunden eine *Buschenschenke* in Soos aufsuchte und sich dortselbst niederließ, drangen Mitglieder der dortigen sozialdemokratischen Partei auf ihn ein — — In der vorerwähnten *Buschenschenke* saß nun auch am Sonntag den 21. November eine größere Gruppe von Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei, *in politische Erörterungen vertieft*, beisammen, als Finanzminister a. D. Josef Kollmann in Begleitung mehrerer Freunde die Gaststätte betrat. *Offenbar unter der Einwirkung des bereits genossenen Alkohols* wurde Bürgermeister Kollmann sofort von diesen Sooser Sozialdemokraten mit Schmährufen und Schimpfworten begrüßt ¹ — — Obwohl Bürgermeister Kollmann *mit Rücksicht auf den Ort der Begebenheit* und die anwesenden Gäste die Beschimpfungen vollständig ignorierte, wurden die Sozialdemokraten immer lauter und versuchten schließlich Bürgermeister Kollmann tätlich anzugreifen — — erlitten zwei Parteifreunde Kollmanns nicht unerhebliche Kratzwunden und Hautabschürfungen im Gesicht und an den Händen, an den Bürgermeister selbst aber kamen die angriffslustigen Sooser Sozialdemokraten dadurch gar nicht heran — — und allgemein wird das Vorgehen der Leute verurteilt, die ... sich nicht scheuen, einen gegnerischen Parteiführer, *wenn er als Privatmann in Gesellschaft von Freunden und Bekannten einen »Heurigen« besucht*, in rohester Weise zu beschimpfen und sogar handgreiflich zu werden.

Die Gegenseite:

— — Herr Kollmann aber konnte um $\frac{3}{4}$ 2 Uhr nachts gesund und heil, aber total besoffen (und zwar so, daß er nicht einmal sein Auto erkannte) die Heimreise antreten — —

¹ Das passierte der regierenden Bande (Merkel, Gauck, Lammert u. a.) am Tag der Deutschen Einheit = Tag der offenen Moschee 2016 in Dresden auch.

EIN VERDÄCHTIGES ERDBEBEN

Die Neue Freie Presse bekam Rückfälle:

Im Laufe des heutigen Vormittages sind der Meteorologischen Zentralanstalt weitere *Mitteilungen aus dem Publikum* über das gestrige Erdbeben zugekommen. Die meisten Nachrichten stammen aus Währing und der *Brigittenau*, berichten von zwei oder drei Erdstößen und melden, daß verschiedene Gegenstände namentlich in den höheren Stockwerken umgefallen sind. Eine aus Pottschach eingelangte Mitteilung berichtet sogar von *vier Stößen*. Eine Verarbeitung des Materials ist bis zur Mittagsstunde nicht erfolgt, *da sich die Beamten des Hauses bei der Festsitzung befinden*, die anlässlich des fünfundsiebzigjährigen Bestandes der Anstalt in der alten Universität stattfindet.

... In der *Leopoldstadt* wurde das Beben bei den Barmherzigen Brüdern, in Floridsdorf beim Feuerwehrkommando mit besonderem Nachdrucke verspürt ... In Wien haben sich unter anderm in der *Kolschitzkygasse* die Fenster einer Wohnung *von selbst geöffnet*, auf der Freyung gerieten Tische *ins Wackeln*, und dort wurde *sogar bemerkt*, daß *die Stöße aus südlicher Richtung kommen*.

Der Herd des Bebens ist noch nicht endgültig konstatiert, nicht zuletzt deshalb, weil die *Seismographen außer Betrieb gesetzt* werden mußten, *um sie vor Schaden zu bewahren*. Auf die »Urania«—Uhren hat das Beben einen *günstigen Eindruck* ausgeübt, denn während gestern die Abweichung gegen Paris eine ganze Sekunde betrug, wurde heute nur eine Abweichung im Ausmaße von *eineinhalb Zehntelsekunden* konstatiert.

Gegen mittag langte in der Meteorologischen Zentralanstalt von *privater Seite* eine telephonische Mitteilung ein, daß heute um halb 12 Uhr auf Wiener Boden ein neuerlicher Erdstoß verspürt worden sei. Diese Meldung wurde aber *noch nicht verifiziert*.

Es ist erstaunlich, wie wenig eine gebrannte Matrone das Feuer fürchtet.

SPRINGLEBENDIG

ist sie jetzt, die alte freie Presse, und das überkommene Temperament, das ehedem nur im ersten und im letzten Satz des Leitartikels über die Stränge schlug und sich höchstens in den Zeiten, wo Lemberg noch in unserm Besitz war, in wilden Aufschreien Luft machte, dringt nun in alle Titel und Untertitel. In die Letternwelt, die doch eine objektive Gestaltung der anderen vortäuscht, mischt sich die intime Stimme des einzelnen Lesers, dessen Eindruck vorweggenommen wird. Zum Beispiel:

Wühlen in Peinlichkeiten

Unzulänglichkeit der Verteidigung in der Zentralbankaffäre

Ganz im Gegensatz zu solchem Sichgehenlassen kommt dann im Text ein gewisses Maßhalten zur Geltung in dem typischen Sätzchen, das wie ein Schlänglein sich hineinjudelt:

Wir wollen nicht übertreiben.

Sehr lebendig, in medias res führend, ist der Titel:

In den sauern Apfel beißen

Kurz, aber gut angebunden ist:

Wüstes Geschimpfe statt sachlicher Argumente

Noch einmal die Rolle der Sozialdemokratie in der Zentralbankaffäre

Weit drastischer ist aber die Wirkung, wenn der Titel noch den normalen Ausdruck der Sachlichkeit bedeutet und im Untertitel sogleich die Gemütsbewegung des Privatmanns in Erscheinung tritt:

Die lärmende Obstruktion im Wiener Gemeinderat.

Beschimpfungen sind keine Antwort

Hier fehlt nur eine Verstärkung des Achselzuckens durch »Kunststück!« In welchem Fall journalistischer Norm könnte die Erkenntnis, die bei jeder Tarockpartie im Café Fetzner diesen Ausdruck gewinnt, als Untertitel verwendet werden? Wenn einer im Gemeinderat das goldene Wort als Trumpf gegen die Schimpfenden ausgespielt hätte und es nun zitiert würde. Aber so goldene Worte kommen selbst auf dem Niveau einer gemeinderätlichen Debatte nicht vor und können nur einem von der Neuen Freien Presse einfallen, der sie niederschreibt, ohne dabei seine Stimme zu hören. Die Einführung des Privatcharakters in die öffentliche Meinung ist das tauglichste Mittel, um die Leser der Suggestion zu entwöhnen, daß die Presse etwas anderes sei als die zufällige Gelegenheit, Meinungen und Stimmungen des einzelnen, die er sonst nur am Stammtisch oder daheim aus sich herauschmusen könnte, der Rotationsmaschine anzuvertrauen.

KIPPCHEN UND WIPPCHEN

Aus einer Bildersammlung

(Sterne und goldenes Portepée, Röntgenisierung von Leichenräubern und Hinauswerfen von Nippesgegenständen)

Gewiß, die Führer sind manchmal sehr sterbliche Menschen; sie sind meistens nicht besser als die anderen, denen sie Moral predigen. Aber sie haben einmal die *Sterne* und das *goldene Portepée*. Und die Ungeduldigen, die der *Leiche* die *Kleider* und *den Säbel abstreifen*, werden, wenn man sie *röntgenisiert*, auch die Probe auf die *Waschechtheit* ihrer Sittlichkeit nicht bestehen können. Das *Großreinemachen*, das unbedingt notwendig ist, vollzieht sich in Österreich vor allem im Hinauswerfen der *Nippesgegenstände* aus der Wohnung, weil diese die *Scheuerfrau* genieren ...

(Nachruf für Wutte

Er war ein Mann: nehmt alles nur in allem)

Eine wirtschaftliche *Leiche* liegt vor der Tür, die Leiche Viktor Wutttes ... der arische *Bilanzathlet* ... In dem schweren Wutte arbeitete hingegen ein starker *Erkenntnistrieb*, Wutte wollte *hinter die Geheimnisse der Materie gelangen*, die er zu beherrschen vermeinte, Wutte bemühte sich *Brücken zu schlagen* zwischen seinen Interessen und den allgemeinen Fragen ... Als unbedeutender Beamter machte er sein Doktorat, und dann schob er sich mit *kräftigen Ellenbogen* vorwärts ... Wutte kümmerte sich nicht ... Wutte stellte ... Über die Verordnungen der Wiener Regierung *blinzelte er hinweg* ... die Politik war ihm nur Sprungbrett zu großen Ge-

schäften. Er *blickte hinüber* zu Stinnes ... er hatte den gesunden *Bauernappetit*, er wollte die *größten Knödel* für sich haben ... Auch beschäftigten ihn immer Probleme, er stand *nicht mit beiden Füßen* auf der harten Erde ... Er übersah nur, daß *seine Kapitalsdecke* zu kurz war. Da er an keinem Geschäft vorbeigehen konnte, ohne es mitzunehmen, ohne sich in ihm *einzuheken*, hatte er rasch ein *Potpourri* von Banken und Unternehmungen beisammen ... Dann schlug er eben *Seitenwege* ein, um zu einem Ziel zu gelangen ... er, der Milliarden bedenkenlos riskierte, warf jedem Geldschein, den er für sich ausgab, einen *feuchten Abschiedsblick* zu ... Er wußte ... daß er bei offenen Fenstern arbeitete, bei Fenstern, die den Blick freigaben in die weite wirtschaftliche Landschaft ... Er trat immer auf wie ein *Eroberer*, er trug immer *schwere Stiefel*. Und da er sich übernahm, konnte er sich nur in *Schlangenlinien vorwärtsbewegen* ... er hat im Interesse seiner Selbstbehauptung mehr hingegeben als er erhielt ... Aber er glich einem *überheizten Kessel*, dessen Wände springen mußten. Dabei wurde dieser Kessel noch mit Graz—Köflacher Kohle gefeuert. Diese Kohle aber brannte nur, wenn ihr viel *Papier* unterlegt ward. Und dieses Papier waren wertlose *Aktien* ...

(Der wütende Hirsch)

Der Mann wird von der Frau beherrscht, er fügt und duckt sich, seine Leidenschaften werden kalte Schlacke; die Frau verachtet ihn innerlich, sie fühlt sich durch ihn um die *gehätschelte Ideologie* betrogen, aber sie will sich noch immer von ihm imponieren lassen. Und so rennt er in den Krieg, *wie ein wütender Hirsch* gegen einen Baumstamm, nur weil der eine ein Held sein muß und *der andere Hörner hat*.

(Zündhölzchenerzeugung, Uhus, Adler, Pulswärmer, heißes Brot, lebensgefährliche Ellen, ein Krümmchen auf dem Podium und Sonstiges)

Für die *Philosophie* genügt das Lessingsche Wort »Der Jude wird verbrannt«, für die *Jurisprudenz* das Recht der Inquisition und für die Chemie die *Kenntnis der Zündhölzchenerzeugung*, die Kenntnis der zeitgemäßen Brandstiftung ... Die Kammerer sterben nicht allein an den Absperrungsvorrichtungen der *Nachteulen* der Gelehrsamkeit, sondern auch an der Gleichgültigkeit der *Taghellen*, welche die *Uhus den Adlern vorziehen*. Der Adler ist ihnen nicht der König der Lüfte, sondern nur ein gewöhnlicher Raubvogel, den sie, wenn sie Geld haben, hinter Käfigen verschmachten lassen, und dem sie, wenn ihnen das Geld fehlt, die Flügel stutzen, bis er mit seinem hungrigen Schnabel sein eigenes Blut trinkt ... Nicht der *Angstschweiß des Überhitzten*, vor sich selbst Erschrockenen, sondern der Emsigkeitsschweiß des Dauersitzers, des *Nachtreters* wird geschätzt, der seinen frierenden, von anderen gezeugten Gedanken Pulswärmer anziehen muß. Die zünftige Wissenschaft verachtet Leute wie Kammerer, weil sie zu rasch sind, weil sie vor einem Wunder davonlaufen müssen, ehe sie dieses noch bis zum *letzten Zipfelchen* bewiesen haben. Diese Wissenschaft versteht nicht, daß die Besten ihrer Söhne heißes Brot essen müssen, daß sie nicht warten können, bis es altgebacken wird,

daß sie *ihre Zähne brauchen*, um sie vor Wut zusammenzubeißen, aber nicht, um sie an bejahrten Erkenntnissen *auszubrechen*. Der aktive Mensch ... haßt die Gescheitheit der Sterilen, die das Bildnis, das er auf die Masse der Überlieferung aufdrückt, auf seine Echtheit untersuchen, er haßt die *Ästheteten*, die das Rauschen eines schönen *Wortkleides* geschlechtlich erregt; er haßt die Müden, die auf den Wahrheiten von gestern ausruhen, weil ihre Füße sie nicht weitertragen; und er haßt die *Moralisten*, die ihn mit ihren Ellen, die zu seiner Messung nicht ausreichen, erschlagen wollen. Aber er trägt ein *Krümmlchen* der Heimaterde auf seinen Sohlen mit und er kann *nur damit auf dem Podium, nach dem er sich sehnt, stehen ...*

Jobs

DIE FÜHRERIN DES VOLKES

hat der Herr Hofrat Dreßler auf dem Berliner Polizeikongreß die Presse genannt. Das bezieht die 'Wiener Allgemeine Zeitung' auf sich:

... Die Jahre des Umsturzes und der Inflation haben ja leider da und dort Journalisten auftauchen lassen, die in ruhigeren Zeiten niemals einen Zutritt zum Arbeitsfeld der Journalisten gefunden hätten; gegen diese unsauberen und die Journalistik schwer schädigenden Elemente zeigte sich *auch die Polizei fast ohnmächtig*. Was aber der Polizei nicht gelang, das gelingt jetzt der Journalistik selbst; sie stoßt diese Fremdkörper ab und besinnt sich ihrer eigentlichen Arbeit — »Führerin des Volkes« zu sein.

Nämlich das Organ der Herren Hacsak und Herczeg, das den Mordskandal entfesselt hat. Sie sind die Journalistik, die »abstoßt«, nicht die Fremdkörper, die abzustoßen der Journalistik gelingt.

EIN OPFER DER BREITNER—STEUERN

Totenübel wird einem, sooft man auf das Klischee des Wiener Grolles stößt: »der Breitner«. Wie aber die Dummheit, die es sich zugelegt hat, selber als das Resultat einer Steuerrechnung herauskommt, zeigt der Fall, der dem Neuen Wiener Journal passiert ist, mit einem Originalbericht, der ein anderes Malheur behandeln wollte, nämlich: »Was einem Berliner Vortragsmeister in Wien passiert ist«. Untertitel: »Ein Opfer der Breitner—Steuern«. Da wird erzählt, daß im mittleren Konzerthausaal ein Filmvortrag stattgefunden habe mit einer Einnahme von 2800 Schilling. Nach Abzug der Kosten durfte ein ansehnliches Reinerträgnis erwartet werden, »zur peinlichen Überraschung des Vortragenden« kam aber ein Defizit heraus. Und zwar aus dem Grunde, weil der Filmvortrag eben als solcher behandelt, also mit Recht einer höheren Lustbarkeitssteuer unterworfen wurde. Da nun aber auch der Abzug von 28 ½ % noch kein Defizit ergeben würde, so komplettiert das Neue Wiener Journal das Martyrium des Opfers der Breitner—Steuern durch die Warenumsatzsteuer (2 %), die der Staat einhebt, die Verkaufsprovision für Karten (10 %), die der Veranstalter einhebt, und die Spesen der Saalmiete, die gleichfalls nicht dem Breitner zufließen. Die Liste macht schon den plastischen Eindruck seines Sündenregisters, aber sie ist nicht vollständig. Denn es blieben

ja noch immer zirka 45 % für den Vortragenden, die sich offenbar und auf geheimnisvolle Weise doch der Breitner anzueignen gewußt hat. Wofür wurden diese 45 % von 2800 Schilling — oder noch mehr, da der Vortrag ja ein Defizit ergeben hat — aufgewendet? Der Originalbericht sagt es mit einer schlichten Zeile, über die man getrost hinweglesen mag und bei der sich nur Nörgler aufhalten können:

Dazu die Spesen für Reklame und andere Propaganda.

Man kann also errechnen, daß bei einer Einnahme von 2800 Schilling mindestens 1250 für eine wahrscheinlich wertlose Reklame oder Propaganda dem Vortragenden in Rechnung gestellt wurden. Ob nun diese ganze Summe den Administrationen der Wiener Presse oder ein Teil von ihr dem Konzertveranstalter (für die aufreibende Tätigkeit der Annoncenaufgabe) zufließt, jedenfalls dürfte der Breitner — außer der Annoncensteuer — weniger davon erhalten haben als das Neue Wiener Journal, und sicher reicht die erhöhte Lustbarkeitssteuer, die doch immerhin gemeinnützigen Zwecken zufällt, bei weitem nicht an den Betrag heran, der in diesem Fall an die Wiener Presse abgeführt werden mußte. Er konnte unmöglich in die Liste aufgenommen werden, weil ja sonst die ganze Anschaulichkeit verloren gegangen wäre, indem man sofort erkannt hätte, daß 45 % mehr sind als 28 ½. Da aber doch eine gewisse Aufklärung über den Rest nötig war, so mochte er so beiläufig in einer Nachtragszeile erwähnt werden. Von der Zeitung wird ja keine Genauigkeit im Detail verlangt, wie sie die Originalrechnung bietet, in der gewiß verzeichnet steht, wieviel auf das Neue Wiener Journal entfallen ist, und schließlich handelt es sich ja nicht darum, sondern um den Titel. Richtiger hätte er zwar gelautet: »Was einem Berliner Vortragsmeister in Wien passiert ist. Ein Opfer der Kreuzelnotizen¹«. (Deren eine gleich in derselben Nummer seinen nächsten Vortrag anzeigt, so daß der Verdacht auftaucht, die Steuerbeschwerde sei eine unbekreuzelte Draufgabe.) Aber einen Originalbericht, der die Wiener Spesen vervollständigt, würde das Neue Wiener Journal denn doch nicht bringen.

DAS ABENDBROT DER LÜGE

Das Material der Korruption fesselt mich weder dort, wo der 'Abend' das Subjekt noch wo er das Objekt der Betrachtung bildet. Aber wie prinzipiell, und von einem Abend auf den andern, gelogen wird, beweist das Folgende. In fettem Druck:

Wir fragen Herrn Dr. Kienböck, ob es wahr ist, daß seine Kanzlei dafür die ansehnliche Summe von 3.5 Milliarden erhielt?

Wir wissen nicht, ob Herr Dr. Kienböck auf unsere Frage antworten wird ...

Die Antwort:

Das Honorar meiner Kanzlei, welches übrigens nicht 3.5 Milliarden, wie der 'Abend' behauptet, und auch nicht eine halbe Milliarde betrug, wurde erst nach vollständiger Abwicklung des Geschäftes bezahlt ...

Der 'Abend':

... *An keiner Stelle hat der 'Abend' die Höhe des Honorars beanstandet*, denn er weiß: wenn ein Anwalt von der fachlichen, sozia-

1 s. Heft 613 »Glossen« # 03 und Heft 622 »Rehabilitierung der Justiz ... « # 05

len und politischen Bedeutung des Doktors Kienböck Anleiheverträge bearbeitet, so muß er auch wissen, wofür er es tut.

Komplizierter ist der folgende Fall. Die 'Neue Freie Presse' schrieb :

Die Mitteilung Dr. Kienböcks ist sehr wichtig. Der ehemalige Finanzminister erklärt nun zum zweitenmal in der Öffentlichkeit, daß er von dem, was in der Postsparkasse vorging, nichts gewußt hat. *Da seine Wahrheitsliebe über jeden Zweifel erhaben ist, muß tatsächlich* im Jahre 1924 das Verhältnis der Postsparkasse zum Finanzministerium mehr als seltsam gewesen sein. Es ist *selbstverständlich ganz undenkbar*, daß zwei so verwandte Gebiete wie die Gebarung der Postsparkasse und die des Finanzministeriums wie mit Scheuklappen aneinander vorübergehen. Es wird sehr dringend sein, in dieser Richtung *Wandel zu schaffen*, damit die nötige Kooperation *in die Wege geleitet* werde. Der Umstand, daß die Postsparkasse nicht dem Ressort des Finanzministeriums untersteht, könnte es in keinem Fall rechtfertigen, daß der Finanzminister von so wichtigen Transaktionen *nichts erfährt*.

Der 'Abend' zitiert:

Das (die Mitteilung des Dr. Kienböck) ist selbst einem Blatte wie die »N. Fr. Pr.« *zu bunt*, denn selbst sie *hält es für ganz undenkbar*, daß »zwei so verwandte Gebiete wie die Gebarung der Postsparkasse und die des Finanzministeriums wie mit Scheuklappen aneinander vorübergehen«.

Er läßt sie also statt der Unmöglichkeit eines Zustandes, dessen Vorhandensein sie, gestützt auf die Wahrheitsliebe des Behauptenden, annimmt, die Unwahrheit seiner Behauptung setzen; statt der Unglaublichkeit der Tatsache die Unglaubhaftigkeit ihres Vorbringens. Merkt man den Schwindel, der hier mit dem Begriff »Undenkbarkeit« getrieben wird? Das hat natürlich gar nichts mit der Frage zu tun, ob der Lügner mit Recht oder Unrecht dem Vorbringen nicht glaubt und ob er mit Recht oder Unrecht den andern tadeln würde, weil er dem Vorbringen glaubt. Er dreht ihm einfach das Wort im Mund um, und es ist geradezu der klassische Fall von Zeitungslüge: die Fälschung eines äußerlich richtig wiedergegebenen Sachverhalts, der man mit dem geltenden Preßgesetz, wenigstens in dessen heutiger Anwendung, be richtigend nicht beikommen könnte.

EINES DER RECHTE DER FREIEN PRESSE

Paris, 19. November. (Havas.) Zu der Pressefehde wegen des Interviews des Marschalls Foch *erklärt heute Marschall Foch*, daß er *dem Interview vollkommen fernstehe* und jeder Verantwortlichkeit für den genannten Artikel ledig sei.

Der 'Matin' veröffentlicht eine Erklärung des Chefredakteurs Lausanne, in der *bestätigt* wird, daß Marschall Foch tatsächlich *kein Interview* gewährte und auch der Abfassung des am 11. d. im 'Matin' erschienenen Artikels ferngestanden sei. Lausanne erklärt weiter, er habe von dem *interessanten Gespräch*, das er am 7. November mit Marschall Foch hatte, einige Stellen zu Papier gebracht und sie ausschließlich unter seiner *eigenen Verantwortlichkeit* am 11. d. veröffentlicht. Die Journalisten, schließt Lausanne, *arbeiten für ihre Zeitgenossen*, und wenn sie irgendeine inter-

essante Wahrheit aus der Zeitgeschichte erfahren zu haben glauben, übergeben sie diese ohne Zögern dem Lichte der Öffentlichkeit. Es sei möglich, daß sie vielleicht als Indiskretion betrachtet werde, aber *diese Indiskretion bleibe auch eines der Rechte einer freien Presse*, das Lausanne für sich in Anspruch nehme.

Nach einer Meldung aus Brüssel veröffentlicht die Kabinettskanzlei des Königs ein amtliches Communiqué, in dem festgestellt wird, aus der Antwort des Marschalls Foch gehe hervor, daß die dem Marschall Foch *zuschriebenen Äußerungen* betreffend die Schlacht an der Yser *nicht gemacht* worden sind. Der durch die Veröffentlichung eines *angeblichen Interviews* mit dem Marschall Foch hervorgerufene Zwischenfall sei daher als erledigt zu betrachten.

UM EINEM DRINGENDEN BEDÜRFNIS ABZUHelfEN

Die französischen Journalisten haben sich erzählt die 'Deutsche Presse' neidisch durch Abstimmung *einen Schutzheiligen zugelegt*, und zwar wurde Voltaire mit sehr großer Stimmenmehrheit gewählt. Dieser große Schriftsteller, der seine Feder so oft in den Dienst des Tages stellte, verdient gewiß diese Auszeichnung. Aber neben ihm erhielten noch andere Kandidaten zahlreiche Stimmen, und zwar nicht nur weltliche Größen wie Diderot, St. Simon, Rochefort und Victor Hugo, sondern auch heilige Männer, deren Zusammenhang mit dem Journalismus eingehend begründet wurde. So bekam der *heilige Paul* sieben Stimmen, weil »*sein Leben an Aufregungen so reich gewesen sei, wie das eines Kriegskorrespondenten aus Beruf und Neigung*«. Ein anderer Heiliger, der sich als Schriftsteller hervorgetan hat, ist der hl. Franz von Sales ¹, den schon Papst Pius X. als Schutzheiligen der Journalisten empfahl. Außerdem wurden u. a. vorgeschlagen Moses, der hl. Antonius von Padua und die »Verfasser der Bibel«.

Es heißt, daß in Österreich an eine ähnliche Einrichtung gedacht wird. Man schwankt zwischen Hermann Bahr, dem heiligen Paul, Roda Roda, dem heiligen Antonius, Liebstockl und mir.

Ich und wir

Gesprochen am 20. November

(AN MOTIVE VON »DER TRAUM EIN WIENER LEBEN ²« ANKNÜPFEND)

Da nun auch meine vierhundertste Vorlesung vorüber ist und ich vor dem Einschlafen noch immer die Zeitung lese, kann ich erst erschüttert sagen, zu welchem Traum mir dieses Wiener Leben gedieh, und bekennen, daß die Zeit, wo die Abende lang wurden, mir völlig wie ein Angsttraum vorüberglitt, ihm ähnlich in der Macht, über Visionen zu verfügen, und in der Ohn-

1 Schutzheiliger der kath. Lügenjournalisten und der Gehörlosen, † 1622

2 Heft 307 # 08

macht gegen die Tatsachen. Ausgesetzt von den Aussätzigen, gemieden von der Pest, verflucht von denen, die nicht wert sind, daß ihnen die Sonne scheint, mithin aller Gnade verlustig, die die bürgerliche Welt zu vergeben hat an solche, die zu ihr halten, und getrennt von der andern durch ihre politischen Mißbraucher, die nicht wünschen, daß mein Wort sie von hinnen blase — bleibe ich mit diesem auf das kleine Echo einer Insel angewiesen, das kleinste und reinste aller Echos, die heute öffentliche Wirkung und Geltung bekunden. Und was ringsum wirkt und gilt, lügt und betrügt, stiehlt und erpreßt, also auf dem Festland der Gunst wohl eingerichtet lebt, ist so durchdrungen von der Gefahr dieses Wortes, daß kaum noch eine Region zeitlicher Beachtung zu entdecken wäre, wo man nicht Sicherungen angebracht hätte. Mein eigentlicher und einziger Erfolg besteht darin, die Welt, in die einzudringen mir von Natur verwehrt ist, hinreichend unsicher gemacht zu haben. Ich lebe doch in der Entfernung einer Ozeanweite von der Möglichkeit, daß während dieses Vortrags ein Diener auf dem Podium erscheine, der mir eine eben eingelangte Berufung in die deutsche Dichterkademie überbringt ¹; und womöglich noch weiter von dem Verdacht, daß ich auf der Stelle meinen Entschluß, sie anzunehmen, durch einen Redakteur der Neuen Freien Presse proklamieren ließe — wie es sich jüngst in einem benachbarten Gebäude begeben hat, bei der Feier eines Parnassiens, der freilich über den polemischen Niederungen meines Tagwerks wirkt, eines Vortragenden, der keinem weh tut und ja schon aus dem Grunde keine Ehrenbeleidigung begehen könnte, weil eine solche vor mehreren Leuten erfolgen muß. Man weiß, ich nehme nicht teil an den Lustbarkeiten, mit denen sich diese Geisteswelt über ihre Unzulänglichkeit hinwegtäuscht und für die sie sich eine Zugkraft suggeriert, welche ihr der stärkste Vorspann ihrer Presse nicht verschaffen kann; denn diese genügt zwar der Mission, die Welt, doch nicht der, einen Saal zu füllen. Ich ermangle des größeren Scheins, um eine kleine Wirklichkeit, eine selbst eroberte, zu besitzen und zu behaupten. Aber ist es nicht über allen Traum phantastisch, wie diese Solidarität, die mit den handgreiflichsten Mitteln ihre Werte besser erschwindeln als fördern kann, sich gegen den Schatten wehrt, den sie wirft, sobald ich aufscheine? Wie sind sie doch ängstlich bemüht, mir alles vorzuenthalten, was ihresgleichen als den Ausdruck irdischer Anerkennung tagtäglich einstreicht! Ich glaube, wenn sie die Wahl hätten, mir den Bauernfeldpreis, das Scherflein der Armen im Geiste, verliehen zu sehen oder mich unsterblich zu wissen, sie entschlössen sich für das zweite. Was hintennach kommt und wäre es die Sintflut, ist ihnen wurst: nur auf die Mitwelt soll ich nicht gelangen!

Um den Humor dieser Ausschließung, die heute bereits das einigende Band der Parteien und Konfessionen in einem vielfach zerklüfteten Staatswesen bildet, durch und durch zu genießen, möchte ich einmal schandenhalber ehrgeizig sein oder um es geradezu zu sagen: eitel! Damit würde ich doch der Vorstellung, die die Ortsgenossen in der weiteren Welt über mich verbreitet haben, am besten entgegenkommen. Denn wenn diese Weit dank der hermetischen Absperrung durch den journalistischen Apparat sonst gar nichts von mir vernommen hätte, und wenn nicht etwa Eingeweihte auch darüber informiert wären, daß ich nur niederreißen und nicht aufbauen kann — das eine ist doch heute schon über mich auch ins Ausland gedrungen: daß ich eitel bin. Und diese Eitelkeit, der seit den dreißig Jahren des gedruckten und insbesondere seit den fünfzehn Jahren des gesprochenen Wortes so jede Nahrung vorzuenthalten wird, ist nicht etwa nach unbedankten achthundert Schriften und vierhundert Reden des grausamen Todes der Auszehrung gestorben, nein, sie

1 s. »Glossen« # 20 in diesem Heft »Die findige Post«

lebt und feiert Orgien. Wie kann sie das? Als Selbsterhalterin! Die Verbreitung des Rufs meiner Eitelkeit, die eine der stärksten Sicherungen gegen die Verbreitung meines Werks bildet, ist die Parole, auf die sich die Würdenträger der geistigen Zentren des deutschen Sprachgebiets geeinigt haben, und sie begründen sie damit, daß ich in Ermangelung ihrer guten Nachrede eben selber von mir spreche. Aber wenn sie einen freien Augenblick hätten, um einmal nicht zu lügen, müßten sie zugeben, daß ich schon wegen der größeren Unbeliebtheit ein interessanteres Thema bin als sie; daß der, der nur aus sich selbst besteht, es schwerer hat, bei der Betrachtung der Welt von sich abzusehen, als einer, der aus nichts besteht; und daß, was bei mir herauskommt, allgemeiner ist, als wenn die Journalisten von der Welt sprechen, und persönlicher, als wenn sie von sich selbst zu sprechen anheben. Heilloseste aller Begriffsverwirrungen, die jemals das journalistische Denken über die bewohnte Bürgererde geheckt hat! Der der Sache mit seiner Person dient und vor sie tritt, um für sie einzutreten, ist selbstgefällig in den Augen solcher, die ihrer Person mit einer Sache dienen, sie um persönlicher Ziele willen verfolgen, mithin allen Grund haben, ihr dürftiges Ich hinter ihr zu verbergen und denen es auch mühelos gelingt. Sie sind so bescheiden, sich in ein »Wir« zu multiplizieren, das Sicherheit, Kredit und Machtzuwachs gewährt. Sie finden es schicklich, mit ihrer Persönlichkeit hinter den Dreck, den sie schreiben, zurückzutreten — mit Recht, denn wer wollte da auch hineintreten? Außer mir, dem vor nichts graust und der mit seinem Ich noch solche Spur verfolgt! Aber ist dieses Ich nicht gemeinschaftlicher als jenes Wir? Dieses nicht in Wahrheit selbstischer als jenes? Hier wird etwas vorgespiegelt, was nicht ist. Und wie ist das mit der Selbstbespiegelung? Spiegle ich mich in diesen Erscheinungen oder lasse ich nicht vielmehr sie in mir sich spiegeln? Ist da nicht eine Phrase gegenteiligen Sinnes als Vorwurf gegen mich erstanden, wenn sie sagen, ich spräche von mir selbst, während ich doch eigentlich nichts tue als daß ich von der Welt spreche und dabei allerdings unaufhörlich Gott danke, daß ich nicht bin wie jene — ein Stoßgebet, bei dem ich wohl kaum von meiner Person ganz abstrahieren könnte. Meine Eitelkeit, die ich in gewisser Hinsicht zugebe, ist somit keine solche, die auf irdische Erfolge abzielt, sondern vielmehr eine, die sich in dem Verzicht auf Ehren, welche mir nicht gebühren, genügt, also die rechte Bescheidenheit, ja wahre Demut, die weiter herauszustreichen ich unterlassen muß, weil es mir den Vorwurf der Eitelkeit eintragen würde. Man könnte vielleicht finden, daß ich, wenn ich diesem Vorwurf begegne, mich wiederhole und so mittelbar ihn bestätige. Aber ein Schelm, wer mehr gibt als er hat, wenn er nur sich selbst hat, und nichts wird ja auch öfter wiederholt als der Vorwurf der Eitelkeit. Gewiß, er fasziniert nicht so sehr durch die Wahrhaftigkeit, von der jene durchdrungen sind, die ihn erheben, als durch die Beharrlichkeit, mit der sie es tun, durch eine Wiederholbarkeit, die jeder Belehrung trotzt, kurz durch eine unentwurzeltbare Dogmatik, von der man glauben müßte, daß jedem Bekenner vor seiner eigenen Dummheit endlich ein Speien angehen müßte, die aber im Gegenteil noch auf den ansteckend wirkt, der schon hundertmal erklärt hat, ich sei eitel, so daß ich es am Ende noch werden könnte. Denn man darf getrost vermuten, daß ich in meinem ganzen Leben — diese Rede eingeschlossen — noch immer nicht so viel von mir gesprochen habe, wie die bescheidenen Leute von meiner Überhebung. Ein Satz von Montaigne, der dem Vorwurf gleichfalls nicht entgangen ist, lautet: »Wenn es die Welt tadelt, daß ich zu viel über mich selbst rede, so tadle ich, daß diese nicht einmal über sich selbst denkt.« Da ich, wenn es nicht allzu eitel wäre, von mir behaupten könnte, daß ich in der Knappheit des Ausdrucks die Aphoristiker übertreffe — selbst die, die Gleiches von sich gesagt

haben —, so möchte ich den Montaigneschen Gedanken auf die kürzere Formel bringen: Wenn einer es tadelt, daß ich eitel bin, so tadle ich, daß er ein Trottel ist. Gewiß ist das Axiom der Eitelkeit geradezu ein Maß für die Denkfähigkeit einer Sippe, welche dem, der ihre Kreise meidet, ihre Beweggründe zuschreibt, einem, der sich förmlich organisiert hat, um alles abzustößen, was ihn mit ihr verbinden könnte, und der wirklich noch nie in die Versuchung kam, dort Ehre zu gewinnen, wo er sie verloren weiß. Es ist wahr, ich drucke manches von dem ab, was über mich erscheint ; aber warum sende ich nicht, um es zu vermehren, Rezensionsexemplare und Freikarten? Doch daß die Tadler meiner Eitelkeit »über sich selbst denken«, das habe ich, weiß Gott, noch nie verlangt. Täten sie's, sie hielten es keinen Tag länger in ihrer Gesellschaft aus; sie führen aus der Haut und kämen mir abhanden. Und dann gelangte ja eines der hinreißendsten Argumente, die gegen mein Wirken versucht werden, zu seinem Recht: es sei nicht vernünftig, daß ich die Presse bekämpfe, denn was würde ich ohne sie anfangen? Ich führe solche Gedankengänge auf meine zerstörende Wirksamkeit zurück; die Verheerungen, die ich angerichtet habe, sind unabsehbar, wenn man bedenkt, daß zu den manchen, denen ich geholfen habe, ihr besseres Selbst zu finden, doch die größere Schar jener hinzugekommen ist, die ich gezwungen habe, Farbe zu bekennen und noch weit schlechter oder dümmer zu sein, als es bisher den Anschein hatte. Es ist gar nicht zu ermessen, welche Verwirrungen allein mein Kampf zur Befreiung der Menschheit von den Fesseln der Meinungsmechanik gestiftet hat, der Kampf gegen die Presse, von dem man wohl glauben sollte, daß hier ein von allem Sprachwerk lösbarer sittlicher Inhalt nichts brauchte, um verstanden zu werden, als ein natürliches Herz. Nein, hier triumphiert unbesiegbar — als fühlte sich die Banalität am tiefsten getroffen, wenn man ihr den journalistischen Faulenzer nimmt — der flachbürgerliche Begriff, der jede kämpferische Tat nach Nutzbarkeit und Eigennutz wertet; hier glitte noch das Pathos des Weltgerichts an dem geistigen Beharrungsvermögen eines Troglodytentums ab, welches alles angehört hat, um nachher mit besorgtem Blick dem Nachbarn zuzuflüstern: Aber er verdirbt sich's mit der Presse! Es ist wahr, daß, wenn ich die Welt von einem Übel befreit hätte, mir die Möglichkeit benommen wäre, dieses zu bekämpfen. Doch vermutlich würde ich dann, gemäß meiner Anlage, den menschlichen Verrat am Sinn der Schöpfung in anderen Übeln der Welt und in ihrer Empfänglichkeit für solche erkennen oder auch reichere Gelegenheit gewinnen, die Erscheinungen zu lobpreisen, ja zu besingen, durch die ich den Sinn der Schöpfung bewahrt fände. Indes, über die Art, wie ich die Welt anzuschauen habe, möchte ich mich doch nicht gern mit ihr in eine Debatte einlassen; das wäre noch gräßlicher als selbst der Zwang, sie anzuschauen. Und die künstlerische Gestaltung, die meiner Anschauung entspricht, weil entspringt, muß mit ihr hingenommen oder abgelehnt werden und bleibt Ratschlägen wie Anregungen unzugänglich.

Angesichts der Schwierigkeit, sich in meinem Werk zurechtzufinden, und namentlich gegenüber den bekannten Widersprüchen zwischen konservativen und revolutionären Standpunkten, gibt es nur einen verlässlichen Anhalt: das Gerücht — eine der ältesten Sicherungen gegen meine Wirksamkeit und von je eine der besten Vorkehrungen, um Klarheit in eine Sache zu bringen, die man verdunkeln will. Meine Polemik gegen den neuen Journalismus wird nicht anders erklärt als die gegen den alten: aus dem Antrieb der verletzten Eitelkeit, dem das Gerücht nur die plausiblen Anlässe bereitzustellen braucht. Da sich die Eitelkeit auch noch durch die Fälschung körperlicher Sachverhalte getroffen fühlt, so wurde mir das Arbeitspensum der letzten Jahrgänge zugemessen, und was die Vorzeit betrifft, so weiß man längst, wie alles kam,

und mit den Jahren immer frischer ward die Erinnerung an den Tag, als ich aus der Neuen Freien Presse hinausgeworfen wurde. So motivieren sie halt in einer Gegend, wo dem arisch—jüdischen Doppeladler der Schnabel für das Schandwort »der Fackelkraus« wachsen mußte. Durch ein Vierteljahrhundert hatte dieses Gerücht, schon eine der solidesten Gründungen der Monarchie, durchgehalten, allen Versuchen, es mit Tatsachen umzustürzen, getrotzt, so daß ich mich schließlich zufrieden gab und es selber glaubte, denn schließlich sagt man sich, etwas muß doch dran sein. Nun ist aber in den letzten Tagen was anderes passiert, das den ältesten Leuten, die noch verleumden können, das Fundament ihres Wissens über mich erschüttert. Es hat eine Gerichtsverhandlung stattgefunden, in einer Sphäre, gegen die ich so rauh bin, statt der polemischen Beachtung die strafrechtliche anzuwenden, und die Zeitungen, die in meinen Angelegenheiten geradezu das Muster einer lebendigen Gerichtssaalberichterstattung bieten, verzeichneten die Äußerung, die da fiel, ich hätte mich einst bemüht, in die Neue Freie Presse hineinzukommen, sei jedoch dort hinausgeworfen worden. Außerdem waren sie so gewissenhaft, zu berichten, daß mein Anwalt die Klage auf diese Behauptung ausgedehnt, sie aber sogleich wieder zurückgezogen habe, offenbar, weil der Wahrheitsbeweis mir schließlich doch fatal gewesen wäre. Das nebensächliche Detail blieb unerwähnt, daß der Verzicht erfolgt ist, weil wider Erwarten die Verhandlung einmal durchgeführt werden konnte und einzig nur noch die neue Anklage eine weitere Verschleppung ermöglicht hätte. So hätte ich also wieder einmal vor der Feststellung des wahren Sachverhalts zwischen mir und der Neuen Freien Presse auskneifen können, wenn nicht diese selbst mir einen Strich durch die Rechnung gemacht und in ihrem Gerichtssaalbericht verraten hätte, was sie seit Jahrzehnten wußte und im Banne der Totschweigepflicht bei sich behielt:

Wir stehen nicht an, loyalerweise zu erklären, daß diese Behauptung absolut unstichhaltig ist, daß Herr *Kraus niemals eine Stellung in unserem Blatte angestrebt* hat und daß daher auch von einer Zurückweisung solcher Bestrebungen keine Rede sein konnte.

Der Neuen Freien Presse liegt offenbar in diesen destruktiven Zeiten nichts mehr daran, einen Glauben zu zerstören, der geradezu die Lebensberuhigung ihrer ältesten Abonnenten gebildet hat, und da es nun einmal ans Niederreißen geht, so bin ich auch dabei und will eine loyale Wahrheit, die doch nur die Hälfte einer ganzen Wahrheit ist, ergänzen durch die Angabe, daß von Bestrebungen um meinen Eintritt in die Neue Freie Presse insofern doch die Rede sein kann, als ich am 19. Januar 1899 um vier Uhr nachmittags einen Antrag ihres damaligen Herausgebers abgelehnt habe.

Man sieht also wieder einmal, daß an einem Gerücht immer etwas stimmt, wenn auch nur das Gegenteil. Sich nun vorzustellen, daß ein Lebenswerk auf eine Miserabilität zurückgeführt werden konnte, die mit einem Federstrich berichtigbar war, das allein ergibt schon die ganze Hoffnungslosigkeit eines Wirkens, und wäre es selbst nur auf soziale Maße gestellt. Wie soll man sich aber erst mit den Leuten verständigen, wo es um die Sprache geht, und wie vermöchte man ihnen beizubringen, daß das Wort wichtiger ist als der Wicht, auf den es sich bezieht? Gleichwohl hat gerade ein Ereignis der letzten Zeit meine Überzeugung befestigt, daß das Verständnis für Angelegenheiten, die innerhalb der Sprache spielen, erfreulich zunimmt. Ein Bonner Literaturhistoriker, in Wien gebürtig, ist sonnverbrannt heimgekehrt, das Mutteraug hat ihn sogleich erkannt und die Presse hat seine Erkenntnis weitergegeben, daß eine Dichtung nicht ausschließlich nach ihrem thematischen Gehalt und dergleichen Quantitäten und Umständen zu beurteilen sei, wie man im-

mer geglaubt hat, sondern auch etwas mit der Sprache zu tun habe. Die Sprache dient nämlich nicht, wie man immer geglaubt hat, lediglich dazu, die Genußtuung über Börsengewinne zum Ausdruck zu bringen, Morde, die einem stagelgrün aufliegen, zur Sensation auszukrakeelen, Schicksale zu beschmieren oder zu beschmusen, kurz, unsere bestialische Überlegenheit über die Tierwelt hörbar zu machen, nein, sie spielt auch in der Lyrik eine bisher nicht geahnte Rolle. Fragt sich nur, was die Leute, die solche Entdeckung einer Presse verdanken, der die Sprache dazu dient, faule Neuigkeiten an den Mann zu bringen, unter Lyrik verstehen und ob diese bloß dann vorhanden ist, wenn der Mond vorkommt. Von Meister Kernstock las ich jüngst, er sei ein echter Lyriker, denn er singe von sonnigen, lichtumspunnenen Wiesen, über denen Goldkäferlein summen und kosende Falter gaukeln, wobei er auch noch die reinen, holden Mädchen und die edlen deutschen Frauen preise und ein Übriges tue, indem er froh und stolz das Banner Schwarz—weiß—rot entrolle zum Kampfe für Gott und unser deutsches Volk. Das alles wird man bei mir vermissen, da ich keinem Goldkäferlein oder kosenden Falter die Sympathien des Publikums verdanken möchte und andererseits es auch nicht übers Herz brächte, die unschuldige Kreatur durch das schwarz—weiß—rote Banner zu verscheuchen. Was in meiner Lyrik summt und gaukelt, sind hauptsächlich Journalisten und Politiker, und gleichwohl möchte ich behaupten, daß ich von solchen Gestalten und Geräuschen ein Bild der Gottesschöpfung abgenommen habe, welches der Sehnsucht nach Goldkäferlein und kosenden Faltern, wenn schon nicht der nach edlen deutschen Frauen, ein stärkeres Unterpfand bietet als Meister Kernstocks Lyrik. Aber das wird die Welt, nach welchem Banner sie immer orientiert sei, noch lange nicht zugeben und sie weiß wohl, warum. Eine der wirksamsten Sicherungen, die sie gegen mich angebracht hat, besteht ja in der Reduzierung meiner Dichtung, in der nur alle heiligen Zeiten einmal der Mond aufgeht, auf das Register der Personen, die darin vorkommen; besteht in der Preisgabe der eigenen Erbärmlichkeit zur Herabsetzung meines Bestrebens, ihr etwas Bleibendes abzugewinnen und sie in gültigen Sprachgestaltungen einem zeitlich und räumlich distanzierten Bewußtsein zu überliefern. Mit Fingern zeigt man auf mich, indem man sagt: Das ist der Mensch, der sich mit unsereinem abgibt; der sich keine schöneren Themen weiß als uns, wer sind wir schon! Warum schreibt er nicht über Goldkäferlein? Ja, das möchte den Wanzen so passen, die einen verwöhnten Schönheitssinn haben. Und die Hyänen sind wieder unzufrieden, daß ich mich mit Kleinigkeiten abgebe. Nützt ihnen nichts, sie kommen doch auf die Nachwelt! Oh, ich fühle mit, es ist furchtbar, ich möchte nicht in der Haut der Tiere stecken, die mein Natursinn bevorzugt hat, von denen nichts bleiben wird als mein Präparat und von denen man doch alles wissen wird bis auf das eine, ob sie passender in einem naturhistorischen oder in einem kunsthistorischen Museum unterzubringen wären. Bei Lebzeiten mag diese Frage unentschieden bleiben und die Aufhebenswürdigkeit sich bestreiten lassen. Da genüge es, im Ausland, zu dem ich dereinst als Pionier des Fremdenverkehrs hinüberleiten werde, Warnungen zu verbreiten, die ihren Niederschlag in einer ungefähren Kenntnis finden wie: Die Fackel, aha, das ist das Blatt mit dem roten Umschlag, wo kleine Glossen über Wiener Lokalangelegenheiten erscheinen. So mag es getrost in Gegenden verlauten, die sich mit Recht für den stofflichen Inhalt dieser Lokalangelegenheiten nicht interessieren und vor der Erfühlung ihres menschlichen Inhalts bewahrt bleiben, solange eine öffentlich schweigende und heimlich informierende Presse zeitliche Wertungen durchsetzen kann, solange ein geistig verantwortliches Ich, durch nichts beglaubigt als

durch sein Dasein, der technischen Gewalt des unfassbaren Wir gegenübersteht.

Bleibt nun innerhalb der gegebenen Möglichkeit des Erfasstwerdens nichts übrig als jene immer wieder betonte Genugtuung der Erfolglosigkeit, die im glücklichen Erlebnis der Leistung, im genußvollen Abstand von Leistung und Beachtung sich als Eitelkeit manifestiert und in diesem Vorwurf ihre wahre Quittung findet; bleibt im Geistigen nichts als der Triumph der Niederlage — so wächst das Defizit der moralischen Wirkung zum Debakel. Der Ausfall an Anerkennung ist Lohn, der reichlich lohnet, nie hat in der Geistesgeschichte ein Schweigen lauter gesprochen; totgeschwiegen im Text der Zeit, kann ihr Bewußtsein mich nicht verleugnen, und falls sie Träume hat, bin ich ihr noch dort zur Last. Vielfache Bestätigung, die auszusprechen mir selbst vorbehalten bleibt, und wenn's die bescheidenen Lumpe im Innersten verletzte. Nicht daß ihre Bescheidenheit so weit geht, von meinen Gaben kein Aufhebens zu machen, beklage ich. Daß von den hunderten Darbietungen nicht einmal die dem fremden Wort geweihten, durch welche doch keinem Mitlebenden ein Haar gekrümmt ward; daß die Gestaltungen Shakespeares, Goethes, Gogols, Hauptmanns, Nestroys, Offenbachs, diese in keiner Epoche rezitatorischen Wirkens erlebte Fülle — mir selbst befeuernder als jeder Ritt über den Bodensee jener »eigenen Schriften« —; daß zwischen den Trümmern einer szenischen Welt dieses Theater der Dichtung keinen Referententon vernommen hat: solches mag die Schande einer Kulturstadt sein — mir war es eine Wohltat und man kann es mir glauben, daß meine Nerven daheim nicht anders reagieren würden als im Ausland, von dem mich die unvermeidliche Plage einer Journalistik, die dort auch ungeladen ihre Pflicht wahrnimmt, so lange als nur irgend möglich fernhält. Hierin also beklage ich mich über nichts, und wenn ich als Betrachter der Dinge zwischen Kunst und Presse in deren Absenz vom Theater der Dichtung den letzten Beweis ihrer Infamität erkenne, so überwiegt doch mein Dankgefühl für ihre Rücksicht auf meine Empfindlichkeit, der zum Trotz sie ihre Pflicht zu erfüllen hätte. Nichts was die Presse dieser schuldig bleibt, wo es meine Sache betrifft, könnte ich jemals auf meine Verlustseite buchen, denn wo sie meine Erkenntnis vermehrt, erspart sie mir doch wieder Arbeit und Verdruß, und ich hoffe, daß auch mein weiteres Wirken lang sich an diesem Entgegenkommen nichts ändern wird. Nein, was mich erschauern macht, ist ein ganz anderes Defizit als das der Beachtung, welche dem künstlerischen Werk vorenthalten blieb und bleibe! Das täglich wachsende Gefühl der Unwirksamkeit einer sittlichen Überredung, der eine akustischere Zeit, ein günstigeres Klima den unmittelbaren Erfolg nicht versagt hätte; die Erkenntnis, über die treue Vielheit hinaus, die immer wieder hören will, was ich sie fühlen gelehrt habe, nicht im Sturm vordringen zu können und nur Seele für Seele der Zeitwüste zu entreißen — das ist das beklemmende Abenteuer meiner letzten Jahre, der Jahre nach einem Umsturz, der zwar die Könige abgebaut hat, aber den Kärnern nichts zu tun gab, was der Freiheit in einem sittlicheren Sinne würdig war. Weiß Gott das Gefühl, innerhalb des Grausens der Entehrung, die ein vierjähriges Wüten der Glorie hinterlassen hat, auf dem hoffnungslosesten Posten Europas zu stehn. Und es ist, als ob man nach dem Kampf gegen die Kriegs— und die noch scheußlichere Nachkriegsbestie, nach Vollbringung aller nur möglichen Herkulesarbeit erst verurteilt wäre, qualvoll im Nessushemd zugrundegehen, das diese Dirne öffentliche Meinung mit dem Blut des getöteten Zentauren bestrichen hat und aus dem es kein Entrinnen gibt als den Flammentod!

Und hier hat mein Register nicht jenes Loch, das ein Imre Bekessy gefunden hat, um ins Freie zu gelangen: der Name bleibt noch wesentlich, um

an einem praktischen Erfolg, dem größten, den ich je errungen habe, die ganze Größe meines Mißerfolges darzutun. Höre ich nicht, wenn ich den Genannten nur nenne, zwischen den manchen, die Zeile für Zeile in diesem Kampf die Übereinstimmung mit dem höchsten sittlichen wie geistigen Anspruch gefühlt haben, höre ich nicht die entsetzliche Stimme der Banalität, die den weitaus größeren Teil alles Irdischen und Hiesigen einnimmt und die in unerschütterter Fühllosigkeit, der Leistung nicht einmal im äußerlichsten Begriff eines antikorruptionistischen Nutzens verbunden, nichts empfindet als die thematische Wiederholung? Ich weiß nicht, ob es sie immer gegeben hat — aber es ist die Sorte, die den Herkules nach vollbrachter Arbeit gefragt hätte: Sagen Sie mir, bitt Sie, was haben Sie eigentlich gegen den Augias? Oder auch: Steht dafür, sich mit einem Zentauren herzustellen! Es ist, in allen Schichten, vom Professor bis zum Kaufmann, der den Göttern gehört, der Einwand der denaturierten Intelligenz, die meine Produktion einteilen zu können glaubt und bemüht ist, mich von Bekessy womöglich durch die »Sprachlehre« abzulenken, von der sie doch weniger versteht als ein Nashorn vom Flötenspiel, welches aber vermutlich vor dem Orgelspiel die Identität der Schöpfung erkennen würde und nicht die Verwegenheit hätte, da Wünsche zu äußern. Dank meiner perspektivischen Gabe, hinter dem Flachkopf, der es niederschreibt, die zehntausend aufzureihen, die sich's bloß denken, bin ich über die Hoffnungslosigkeit meines Tuns stets auf dem Laufenden. Wie sehr diese Stadt ihren Bekessy verdient hat, dem ja nicht nur die Mitwisser und Mitesser nachtrauern sollen, zeigt mehr noch als der Stoizismus, mit dem sie ihn getragen, als der Gleichmut, mit dem sie mich's allein verrichten ließ — zeigt diese greuliche Nihilisierung des sittlichen Erfolges, die Bereitschaft dieser öffentlichen Meinung, sich als der große Schwamm, den ihr Charakter vorstellt, über das Gewesene zu breiten. Als ob es in dieser Atmosphäre moralischer Indifferenz ein Gewesenes gäbe, das nicht ein Verwesendes bliebe, und das Übel nicht über das Beispiel hinaus fortlebte. Und als bewiese nicht schon die Verfälschung meiner Tat durch die journalistische und parteipolitische Lüge die Heillosigkeit eines Milieus, das einen so gigantischen Betrug wie den des Systems Bekessy ermöglicht hat. Aber der tiefen Unwahrhaftigkeit dieses öffentlichen Lebens, der Fäulnis, die Ruhe haben möchte, und der Stoffmüdigkeit, die nach Abwechslung verlangt, der Wurstigkeit, die nur spürt, was ihr passiert, und der Frivolität, die kein Erlebnis hat und keines achtet, kurz den Triebkräften, die das hiesige Leben und Sterben vor die Preßhunde geworfen haben, sei es gesagt: daß ich noch lange nicht daran denke, sie zu bedienen, wie's ihnen beliebt! Daß nach der Unschädlichmachung des Verbreiters noch die Pest ein Stoff bleibt, nebst der Betrachtung der Verantwortlichen, die sie gewähren ließen. Daß eine große sittliche Angelegenheit, die nicht Leser, sondern Seelen gewinnen wollte, nicht beendet ist, solange das Übel fortwirkt und die Disposition zu seiner Verbreitung; und daß, wenn mein Leben nicht ausreichen sollte, mein Geheimnis in meinem Papiere liegt, das meine Erben aufbrechen! Ich weiß wohl, daß ein einfaches Ich, zum Selbstgespräch verurteilt, von allem Stichwort des Wir verlassen, zwar Taten vollbringen kann, aber keinen Anspruch auf deren Zugeständnis hat, wenn es schon auf ihre Anerkennung verzichtet, und noch weniger Anspruch hat auf Beachtung solcher Wünsche, die über das Resultat hinaus nach Sicherheit und Sühne zielen. Deshalb versteht es sich von selbst, daß Behörden jedem publizistischen Sensationsdrang parieren werden, der unter dem erstunkenen Vorwand eines Kampfs ums Recht und in Wahrheit zur Erhöhung der Auflageziffer Familienmorde ausschreit und psychisch begeht. Aber sie werden stumm bleiben, wenn mein doch sittlich beglaubigteres Wort Aufklärung über Vorgänge fordert, die zur

Befestigung einer Banditenherrschaft geführt haben. Nun, eine mich totschweigende Amtlichkeit mag zum geistigen Weichbild dieser Lokalität gehören. Nur daß sie sich, wenn sie der Journalistik auch in diesem Punkt entgegenkommt, gleich ihr über die Ausdauer meiner Existenz täuschen wird, die mit Zeitungsherausgebern auch Polizeipräsidenten überleben dürfte. Ich habe in meiner Betrachtung »Die Stunde des Todes«, die manchem Zeitlichen den Nachruf hielt und bereithielt, ein Verlangen gestellt, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Ich hoffe, falls es in der Frist bis zu einem Prozeßtermin nicht erfüllt wäre — wo ein in vieler Richtung bedenklicher Akt eine Rolle spielen soll —, die Aufklärung, die mir geweigert wurde, selbst geben zu können und frei von allen juristischen und sonstigen Hemmnissen auch vor der österreichischen Welt die höchste sittliche Berechtigung zu diesem Verlangen zu erweisen. Daß die Wahrheit seit Hans Sachsens Tagen noch immer niemand beherbergen will, war nicht die stärkste Erkenntnis, die mir in meinem Abenteuer zugestoßen ist. Aber war es schon eine eigenartige Erfahrung, festzustellen, daß sie infolgedessen auch nicht polizeilich gemeldet ist, so wird es doch auf die Dauer nicht möglich sein, sie hieramts als Vagabundin zu behandeln! Die unerbittliche Konsequenz, mit der ich diesen Kampf geführt, müßte es jedem einleuchten lassen, daß ich dort, wo ich mich einmal ethisch verpflichtet habe, keine Grenze kenne außer der des Landes, über die man mich nicht weisen, aber die ich freiwillig überschreiten kann, weil es vielleicht doch Lokalangelegenheiten gibt, die auch eine weitere Menschheit berühren. Denn es wäre schon ein Kulturfall von größerem Umfang, wenn ich diese ganze Täuschung und Enttäuschung eines sittlichen Anspruchs durch das Österreichertum darstellen wollte, bis zu dem Zeitpunkt, da einem Künstler etwas gelungen ist, was von naturwegen mehr dem Ehrgeiz einer Sicherheitsbehörde geschmeichelt hätte. Die Stimmung jener Tage drückt sich darin aus, daß ein Wiener Journalist, persönlich ein unschuldiger Mann, sich mir mit dem Glückwunsch zu einem Vollbringen vorstellte, das er als die größte Leistung seit dem Umsturz bezeichnet hat in diesem Staate, den er noch mit einem Epitheton ornans versah, dessen Berechtigung ich schon nach den Erlebnissen meines Kampfes nicht in Abrede stellen könnte. Da nun in den Zeitungen auch nicht die Spur von einer solchen Zuerkennung zu finden war, von der der Journalist versicherte, sie sei die übereinstimmende Meinung aller, die die Zeitungen machen, so nahm ich an, daß sie meine Wirksamkeit in dieser Sache nicht so sehr als interessant wie als notorisch auffaßten. Da sie aber sich selbst als die Bezwingen des Bekessy aufspielten, ja so weit gingen, einander das Verdienst streitig zu machen, so gewann ich von dem Schauspiel vollkommenster Schamlosigkeit die Erkenntnis, daß ein großer Aufwand unnütz vertan und angesichts der Unausrottbarkeit des Bekessygeistes der Verlust des Vorkämpfers eine Niete sei. Freilich soll man nichts, was man in dieser Richtung geleistet hat, bereuen, denn zunächst ist es, was den sozialen Effekt betrifft, gewiß nicht unerheblich, daß Wien um einen seiner prominentesten Schufte weniger hat, und in geistigen Dingen, wo die Sommerkur ein Weihnachtsgeschenk bedeutet, kommt es doch noch auf anderes an als auf den unmittelbaren Ertrag. Gleichwohl habe ich die Pein, eine verseuchte Gegenwart durchstehen zu müssen, nie als so unleidlich empfunden wie in den Monaten nach der Vertreibung des Mannes, dessen Name ihr Symbol geworden ist, und wahre Erbitterung erfaßte mich beim Gedenken all der Schlechtigkeit und Halbschlächtigkeit, die einem guten und ganzen Vollbringen von Anfang an entgegengetreten war, nieder und bieder, mit offener Feigheit oder treuhänderisch gewandt, um nach dem Ende Gewinn und Ehre einzustecken. Würde es jemals gelingen, diesem grandiosen Ekel, der sich doch vor jede Ar-

beit lagern müßte, Teilnahme zu sichern? Wie aber stets im Ausgleich einer schöpferischen Gerechtigkeit die Zeitungswelt mir hilft, mein Bild von ihrem Zustand zu vollenden, und wie jener Bericht über das Treiben der Banditen von Palermo am Ausgang der Sache stand, als die Wiener Banditen einsehen mußten, daß ihre Stunde geschlagen hatte — so fiel mir nun ein Bericht aus *Stockholm* in den Schoß, den ein Blatt ohne die geringste Ahnung von dem tiefen Zusammenhang der Welt Dinge erscheinen ließ. Und hätte ich niemals gewußt, welche Aufgabe ich unerschüttert von der Fühllosigkeit meiner Orts-genossen in Angriff genommen hatte, in den größten und mühseligsten aller meiner und aller je in der polemischen Literatur vollbrachten Angriffe; und hätte ich nie gewußt, wie kläglich die mit mir und statt meiner Berufenen diese Aufgabe vernachlässigten und verrieten — nun konnte ich es erfahren, und mit mir sollen es auch jene erfahren, die als unverpflichtete Leser und Hörer sich an dem Kampf mit nichts beteiligt haben als mit dessen Verkleinerung.

(Kampf gegen ein Skandalblatt.) Aus *Stockholm*, 23. d., wird uns geschrieben: Wie schon vor zwei Jahren, so haben die schwedischen *Arbeiterbildungsvereine* auch in diesem Jahre eine energische Kampagne gegen die Schmutz— und Skandalpresse eingeleitet, die ebenso wie die erste von vollem Erfolg begleitet ist. Nachdem bereits vor zwei Jahren vier Zeitungen durch das Vorgehen der *Arbeiterschaft*, dem sich die *übrigen Kreise der Bevölkerung* energisch angeschlossen haben, unterdrückt worden sind, ist jetzt das einzige in Schweden noch bestehende Schmutz— und Skandalblatt 'Fäderneslandet' ('Vaterland') durch den über alle Zeitungshändler, Papier— und Zigarrengeschäfte, die das Blatt führen, verhängten Boykott in eine Lage gekommen, die sein weiteres Erscheinen unmöglich macht. Die meisten Händler haben nach der Verrufserklärung freiwillig den Verkauf des Schmutzblattes eingestellt, andere erklären, daß sie mit dem Ablauf dieses Monats seinen Vertrieb aufgeben. Die *bürgerliche Presse* hat die Aktion der *Arbeiterschaft* lebhaft unterstützt und fordert ihre Leser täglich auf, dem Schmutzblatte den Garaus zu machen, indem sie alle Geschäfte meiden, in denen dies aufliegt oder zum Verkauf gestellt wird.

So hat eine Stadt, die wahrlich auch Bäder hat, ihre Ehre gereinigt! So hat sie sich ihrer 'Stunde' erwehrt! Wien, zwischen Palermo und Stockholm, hat vor seinen Briganten schmählicher kapituliert als Palermo und hat bloß den in Verruf erklärt, der ihm die Stockholmer Methode ans Herz legen wollte. Arbeiterschaft und bürgerliche Presse, sie waren einig darin, nichts von dem zu tun, wozu er ihre entehrte Stadt mit Flammenworten aufrief. Und der Herausgeber von »Fäderneslandet« war vermutlich ein geborener Stockholmer, kein zugereister Finne, dem politische Erwägungen die Selbsthaftigkeit in der Stadt, anstatt in deren Zuchthaus, verschafft hatten. Der Bürgermeister von Stockholm — hätte er wohl einen politischen Märtyrer gedeckt, über dessen erpresserisches Vorleben ihm rechtzeitig Beweise in Aussicht gestellt wurden? Hätte er, da die Schmach solcher Einbürgerung besiegelt war, dem Appell eines Schriftstellers, den er als eine sittliche und geistige Instanz der Stadt angesprochen hatte, mit Schweigen und erst notgedrungen mit einer kurialen Unaufrichtigkeit geantwortet? Aber vielleicht ist er kein Revolutionär! Die Stockholmer Arbeiterschaft — deren sittlicher Antrieb mit keiner Parteidisziplin in Widerspruch geraten mußte —, hätte sie »andere Sorgen« gehabt, als sich mit der Abschüttelung eines Parasiten zu befassen, der zugleich der Parasit des Reichtums war, selbst wenn man ihr nicht gesagt hätte, der

Gesinnungsgenosse sei ein militärgerichtlich abgeurteilter Erpresser an Soldaten, der Märtyrer des weißen Terrors habe Rotgardisten an diesen ausgeliefert? Die sozialistischen Akademiker Stockholms, hätten sie sich dem Aufruf des Mannes, den sie zu Vorträgen einluden, entzogen und ihren Radikalismus lieber im Protest gegen ausländische Schwätzer als gegen einheimische Erpresser betätigt? Die Stockholmer Arbeiterbildungsvereine, hätten sie der nimmermüden Bereitschaft ihres Freundes mit Unbewegtheit vor dessen leidenschaftlichster Handlung gelohnt? Nein, sie haben aus eigenstem Antrieb sie vollbracht! Hätten sie geduldet, daß das Schandblatt, dem sie den Garaus machten, meine Beziehungen zu ihnen selbst verdächtige, daß es sich zwischen die Arbeiterschaft und deren Vortragenden stelle, und sich nicht einmal zu einer Berichtigung der Lüge aufgerafft? Nein, sie haben ohne jeden Anreiz einschlägiger Frechheit die Insulte des Daseins dieser Schmutzpresse gefühlt und Schluß gemacht. Und wenn sich ein Konflikt zwischen einem taktischen Interesse und einer Forderung elementarster Moral ergeben hätte, so frage ich: wäre dort je der Zustand ermöglicht worden, daß dem ehrenhaften Publizisten der Partei die Schonung der Schande zum Gebot gemacht wird, der Angriff erst erlaubt, da sie ihn selber trifft und da schon Flucht und gerichtliche Remedur von einem andern bewirkt sind — und daß solcher Ablauf der Dinge zum Parteisieg umgefälscht wird? Aber hier wage es nur einer dieser Burschen, die mit Tinte an der Arbeitersache kleben und mit Ehrgeiz an der Entscheidung beteiligt sind, ob ich ein »Revolutionär« sei — wage es einer nur noch einmal, hinter dem Rücken der Wahrheit und des Mannes, der sie achtet, dieses Kapitel proletarischer Zeitungsgeschichte anzurühren: so will ich den glorreichen Endsieg mit den grotesken Unterlassungen der Jahre konfrontieren, wo dem, der allein gekämpft hat, kein anderer Trost zuteil wurde, als daß die Sozialdemokratie andere Sorgen habe, und wo nichts geschah, als eine Aufgabe zu verkleinern, die gelöst war, bevor sich das Parteiblatt ihrer besann!

Es ist bei zu viel taktischem Hang jeweils ein Mißerfolg der sozialdemokratischen Politik, daß nicht immer dort, wo sich hart im Raum die Sachen stoßen, leicht bei einander Gedanken gewohnt haben. Das Verhängnis aller Politik ist ja der Ausfall an Phantasie, der das Menschentum höchstens als Programmpunkt übrig läßt und für den eine Zweckmäßigkeit keinen Ersatz bietet, die sub specie naturae nur eine Mittelmäßigkeit ist. Die Umwandlung der Welt, die wir ersehnen, wird schwerlich ohne die Erkenntnis reifen, daß es auch etwas gibt wie einen Marxismus der moralischen Gegebenheit. Im Außermenschlichen würde sie nicht gelingen oder erst durch eine Revolution gegen die Politik herbeigeführt werden, und vielleicht käme dann gar Ibsens Forderung zu Ehren:

»Es ist unzulässig, daß Leute, der Wissenschaft Tiere zu Tode quälen; mögen die Ärzte mit Journalisten und Politikern experimentieren«,

und Kierkegaards Unerbittlichkeit, der im Namen Gottes die Verantwortung auf sich nimmt, Feuer zu kommandieren, wenn er sich

»nur zuvor mit der ängstlichsten, gewissenhaftesten Sorgfalt vergewissert hätte, daß sich vor den Gewehrläufen kein einziger anderer Mensch, ja auch kein einziges anderes lebendes Wesen befände als Journalisten«.

Zu viel der geräuschvollen Unehre haben diese Berufe in dreister Verkehrung ihrer ursprünglichen Nutzhaftigkeit dem Leben angetan, als daß nicht eines Tages ein parteiloser Widerwille aufstünde, ihnen das Wort zu entziehen. Dient es noch einem andern Zweck als der Machtbehauptung durch Augen-

auswischerei an jenen, die nicht sehen sollen wie ihre Machthaber aussehen? Ist es erträglich, daß konkrete Anschuldigungen, die ein alter Sozialist gegen shimmytanzende Tribunen und Tischfreunde von Großschiebern erhebt, der gerichtlichen Überprüfung durch die Immunität der Betroffenen entzogen werden und daß diese es vorziehen, auf Parteitag vor dem Ankläger »auszuspuken«? Was gewiß keine zulängliche, aber vielleicht eine nicht ungefährliche Remedur ist, da sie ihren Bauch treffen könnten!

Nun, wenn zugunsten der Sozialdemokratie immer noch zu sagen ist, daß sie einen enttäuschen kann — wie stellt sich im Spiegel der Stockholmer Begebenheit die Haltung unserer bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Wortführer dar? Wenn Feigheit eine bis dahin nicht entdeckte menschliche Eigenschaft gewesen wäre, im Falle Bekessy hätte sie sich die Sporen verdient! Und wenn je ein Sensationsgeschäft sich in den Instinkten der Kanaille nicht getäuscht hat, die um des Genusses der Schadenfreude willen noch den Skandal in Kauf nähme, der sie selbst betrifft, so war es das Geschäft der 'Stunde'. Aus Stockholm hört man von dem Boykott, den ganz Südschweden gegen sein 'Fäderneslandet' binnen weniger Tage so radikal durchgeführt hat, daß ein Reisender mir in Ergänzung jenes Berichtes mitteilt, er habe kein einziges Exemplar mehr auftreiben können, um es mir zu überliefern. Dafür schickt er mir den Artikel, der an leitender Stelle des 'Svenska Dagbladet' vom 25. Oktober den Titel führt:

Kraftlg kampanj mot smutsbladet i södra Sverige.

Das braucht man gar nicht zu übersetzen. Untertitel:

Keine Zeitungen für den, der Fäderneslandet verkauft
Der Boykott beginnt

Ein Verdammungsurteil gegen diejenigen, welche die Dreckzeitung lesen.

Der Artikel teilt mit, daß der südliche Kreis der schwedischen Zeitungsher- ausgeber—Vereinigung beschlossen habe, ihre Zeitungen durch Zigarrenlä- den, Kioske und andere Verkaufsgelegenheiten, die gleichzeitig die Stockhol- mer 'Stunde' und auf demselben Niveau stehende Blätter führen, nicht mehr verkaufen zu lassen. Der Beschluß soll auf die anderen Kreisversammlungen ausgedehnt werden. Es sei beabsichtigt,

durch dieses radikale Vorgehen das Schmutzblatt *auszurotten*.

In Stockholm haben etliche Zigarrenhändler und Kolporteure den Verkauf schon eingestellt, ohne den Beschluß des Reichsverbandes abzuwarten. Der Satz einer Zeitung wird zitiert.

Begreiflicherweise ist die Aktion wert, von allen guten Kräften un- terstützt zu werden, die gegen diese moralisch niederbrechende Wirksamkeit, die von der Schmutzpresse ausgeübt wird, kämpfen wollen. *Es handelt sich um nichts Geringeres als um eine wirkliche Gemeingefahr, die es auszurotten gilt.* Eine zielbewußte Ar- beit muß zu einem Resultat führen.

Das Publikum, welches die Dreckzeitung kauft, wird charakterisiert:

Es sind nicht gerade viele, die sich trauen, ihr Vergnügen einzuge- stehen, ihre Seele in der Kloake zu baden, aber viele schauen heimlich hinein. Sie schließen sich in ihrem geheimsten Kämmer- lein ein und genießen dort diese gefährliche Heuchelei, die *unter dem Anschein, sittliche Forderungen zu verfechten, in Skandalge- schichten allen Unrat zusammenträgt*, den sie aus dem Hinterhof der Allgemeinheit erhalten kann, und selbst solchen, den es dort gar nicht gibt ...

Gegen Leute, die derlei unterstützen, dürfe man nicht nachsichtig sein, Duldsamkeit sei in diesem Falle von Übel.

»säg mig med vern du umgäs och jag skall säga dig vern du är«
das alte Sprichwort enthalte noch immer eine lebendige Wahrheit.

Kann eine Person mit der Schmutzpresse Verkehr pflegen, so haben wir es nicht schwer, ihr ein Zeugnis auszustellen. Da wissen wir, wonach wir uns zu richten haben, denn jede menschliche Seele, die im Kehrichtgestank des Hinterhofs gedeiht, ist auf Irgend-eine Art angefressen. Das sollen wir für klar halten und danach handeln, wenn wir einen Mitmenschen mit dem heuchlerischen Skandalorgan in der Hand sehen.

Hier haben sie sich so photographieren lassen!

Auf diese Weise muß man beitragen können, eine Meinung gegen die Unsauberkeit zu schaffen und denjenigen Organisationen zu helfen, die jetzt daran gehen, den Körper der Gesamtheit von dieser Eiterbeule zu befreien ...

Dann werden Personen an den Pranger gestellt, die das Schmutzblatt kaufen. Dann wird geklagt, daß die Stellungnahme des »Jugendbundes« nicht ausreichend sei:

Unsere leitenden Zeitungen müssen in die Bresche treten und ihre stärksten Waffen anwenden: den Boykott der Wiederverkäufer u. a. m. *Sie werden das ganze schwedische Volk hinter sich bekommen. Nur wenige Schweden dürften das Kloakenorgan verteidigen.*

Es wird festgestellt, daß »sich der 'Social—Demokraten' nun auch denen angeschlossen hat, die gegen das 'Fäderneslandet' vorgegangen sind.« Die Jugend, die einmal den Volksvergifter Nick Carter unschädlich gemacht habe, sei wieder in Tätigkeit, ein allgemeines Meeting werde stattfinden, um die jetzt eingeleitete Kampagne zu unterstützen. Der Fall sei der, daß »ein industriöser Herr mit guten Nerven sich zu einem Privatgerichtshof ernannt habe, bei dem Verleumdung, Übelwollen und Rachsucht herzlich willkommen sind«; gegen diesen permanenten Mißbrauch der Preßfreiheit rücke nun endlich der große Besen an. In Zuschriften aus dem Publikum wird die Sympathie mit der Aktion ausgedrückt und das Staunen darüber, daß man die Anschlagzettel des Schmutzblattes

auf der Rampe des Dramatischen Theaters und an den Fenstergittern der Kontore der Großbanken zu sehen kriegen muß.

Immerhin haben sich die Mitglieder des Dramatischen Theaters und die Direktoren der Großbanken nicht mit dem 'Fäderneslandet' in der Hand ausstellen lassen.

Es wird auch die Frage aufgeworfen, ob nicht *die Hausmeister* eingreifen und die Reklamezettel des Schmutzblattes von den Hauswänden entfernen könnten. Wir lassen die Frage weitergehen.

Wer hätte in Wien die Hausmeister zu beeinflussen gewagt! Der »Reichsverband für sittliche Kultur« schließt sich der Kampagne an, nachdem er schon vor Jahren durchgesetzt hat, daß der Verkauf des Schmutzblattes innerhalb des Bereichs der Staatsbahnen verboten wurde. 'Svenska Dagbladet' fordert auch in Annoncen zum Boykott auf und bringt unter dem Titel »Tod dem 'Fäderneslandet'!« eine erschütternde Zeichnung, die eine Riesenwanze darstellt, wie sie eine Frauengestalt bekriecht, und darunter den Text:

Es heißt, daß Fäderneslandet die Frau eines armen Teufels zum Selbstmord getrieben hat. *Tod dieser Wanze!*

Wie viel Blut und Geld, wie viel Ehre hat sich dieses Wien abzapfen lassen, ehe mir der große Wurf gelang! Wenn ich nichts weiter verriete als daß humane Vereine, denen ich die Erträgnisse von Vorlesungen gewidmet habe, deren Inhalt doch ein Aufruf gegen die Schmach war, sich geweigert haben, ihren Namen unter einen Protest zu setzen, so hätte ich genug gesagt. Sie haben sich gefürchtet; nicht nur vor unserem Fäderneslandet, sondern, weil's doch Zustimmung zu meinem Protest war, vor der gesamten bürgerlichen Presse. Diese selbst hielt sich zwei Nichtgenannte, bis der eine dem andern den Laufpaß gab, und nichts dürfte den Unterschied von Stockholm besser bezeichnen als die Tatsache, daß das führende Blatt zum erstenmal den Namen Bekessy genannt hat — den Namen des Menschen, gegen den der Stockholmer Herr Dahlin vielleicht ein Kulturträger ist —, als es ihn mit einem »Exit« versehen und jubelnd melden konnte: »Wien von einem der übelsten Gesellen befreit!« Aber es gibt im weiteren Verlauf etwas, das den Unterschied noch, greller beleuchtet und die Vorstellung schwierig macht, daß diese beiden Städte mit so grundverschiedener Moral sich auf der Karte desselben Erdteiles finden. Man scheint sich noch nicht dessen bewußt geworden zu sein, zu welchem Resultat, über die Vertreibung des Geschäftsführers hinaus, mein undankbares Bemühen eigentlich geführt hat. Denn in Wien ist nicht wie in Stockholm — wo es sich vielleicht nicht einmal um ein System der Erpressung, nur um den Skandal l'art pour l'art gehandelt hat — die Ausrottung erfolgt, sondern bloß eine Reform an Haupt und Gliedern, indem das Haupt, abhanden kam und die Glieder lahmgelegt wurden. Die Erpressung ist eingestellt und die Frechheit gebändigt, und dieses beträchtliche Ergebnis verdankt man nicht einem Volksaufstand, sondern dem kriminalistisch—publizistischen Kampf eines »einzelnen Schriftstellers« und seiner wenigen Helfer, unter denen er nicht nur seinen Rechtsanwalt, sondern auch den Staatsanwalt ansprechen muß, den er zwar nicht kennt, aber anerkennt als einen der wenigen Menschen in diesem Staate, die Mut gezeigt haben. Der phantastische Unterschied von Stockholm liegt nun darin, daß die ausgeputzte Kloake fortbesteht, und zwar aus dem Grund, weil sie nach wie vor ein Geschäft bedeutet, indem sie unter bürgerlicheren Umständen und in sordinärer Tonart an ihrer ehrlosen Vergangenheit schmarotzt. Hier vollzieht sich ein Doppelunikum, selbst in der Geschichte des Journalismus unerhört und eben nur in Wien möglich. Wenn Zeitungen den Besitzer wechseln, so genießen die Leute, die sie schreiben, gesetzlichen Schutz gegen die Zumutung, unter veränderter Gesinnungsflagge zu dienen, eine Wohltat, von der sie freilich nicht allzu oft Gebrauch machen. Hier wurde der krasseste Gesinnungswechsel vollzogen: die Angestellten der 'Stunde' haben eingewilligt, anständige Sachen zu schreiben! Sie halten sich zwar nicht ganz an den Pakt, aber der Eindruck ist doch, daß sie sich prostituiert haben. Vorbei die schönen Zeiten der Freiheit, wo, was immer man schrieb, den Erpressungen des Chefs zugute kam, jetzt heißt es, solid sein und ein normales Schundblatt machen. Und hier setzt der Betrug ein, durch den auch die Haltung der Leserschaft zum Unikum wird. Es stellt sich nämlich heraus, daß sie die wesentliche Veränderung, ohne die die neuen Unternehmer sich doch nicht herangewagt hätten, gar nicht merkt. Beispielhaft weist es sich, daß der journalistische Betrug schon im graphischen Bild vollzogen ist, welches, einmal in der niedrigsten aller Vorstellungen befestigt, auch den ganz andern Inhalt an den Mann bringt. Wenn die Neue Freie Presse in hakenkreuzlerischen Besitz überginge, der älteste Abonnent ließe sich in der Morgenandacht des Leitartikels noch lange nicht stören, und so wenig wie das Leibblatt kann auch das Unterleibblatt sein Publikum enttäuschen. Die Identität des anrühigen Namens, das ver-

traute Geflirr der Titel und Lettern, die gewohnte Willinger—Front, da und dort eine Schmockerei, etwas Privatleben und etwas Unbildung — das reicht hin, um die alte Lust aufzustacheln. Die Leute kaufen nach wie vor die 'Stunde', in der Hoffnung, eine große Gemeinheit zu erfahren, das Druckbild deckt die Chimäre, und tritt Ernüchterung ein, so lockt es am nächsten Tag von neuem, indem der Mensch noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzt, in der 'Stunde' einen Skandal zu finden. Und schließlich erscheinen ja auch gelegentlich die Photographien von goldenen Hochzeitem, die sich scheiden lassen. Aber es ist vielleicht die wienerischste aller Tatsachen, daß sie an dem Tag erscheinen, an dem als der endlich gefundene Chefredakteur ein Mann seinen Dienst antritt, der bis dahin ein kompletter Christ, Hofrat und Direktor der Amtlichen Nachrichtenstelle war. Zwanzig Federhelden, Rittersmann oder Knapp, haben es nicht gewagt, in diesen Schlund zu tauchen; er übernimmt die Aufgabe, das Publikum auf solider Basis mit dem Schein der Bekessy—Herrlichkeit hineinzulegen, in der Stunde, wo ihm der Mann, der die Seelen saniert, ein Ehrenzeichen der Republik um den Hals gehängt hat. Ob in Stockholm wohl die Razzia so ausgegangen wäre, daß ein Regierungsbeamter sich entschließt, Fäderneslandet mit leichten Konzessionen an die Schweinerei, gestützt auf die Assoziationen an eine große Vergangenheit, auf die Beine eines realen Inseratengeschäfts zu bringen? Nein, unsere Verbindung mit Schweden, wesentlich durch Begriffe wie »Nordisch—österreichische Bank« hergestellt, drückt sich etwa in der Möglichkeit aus, daß hier anwesende Stockholmer als Fremde, die sie sind, vor ein kosmetisches Geschäft geführt werden und daselbst »das vierfache schwedische 'Hurrah' auf 'Farina Gegenüber'« ausbringen müssen, wofür die Zeitungen die achtfache Zeilentaxe nehmen.

Mit solchem Kölnischwasser wird man schon den andern Geruch nicht merken! Aber er ist nun einmal die Eigenart Wiens, die sich in ihrem Lied eitler betont als die meine in dem meinen; und nach allem, was ich nun und schon vorher erlebt habe, weiß ich noch immer nicht, ob sie mehr darin liegt, daß hier alles möglich ist oder daß hier nichts unmöglich macht. Ich weiß aber auch nicht, ob in Stockholm Funktionäre weiter wirken könnten, die durch Duldung oder Förderung geholfen haben, die Schmach des Landes zu verlängern. Ich weiß nicht, ob ich dort in meinem unerläßlichen Kleinkampf gegen die Wanzenplage genötigt gewesen wäre, den Preßrichter wegen Befangenheit zugunsten von Fäderneslandet abzulehnen. Ich weiß nicht, ob der dortige Polizeipräsident noch weiter die Sicherheit der Bevölkerung verbürgen könnte, wenn es ihm nicht nur nicht gelungen wäre, der Wirksamkeit des Erpressers Einhalt zu tun, sondern wenn er auch — im Rücken einer moralischen Zuversicht — dessen Rehabilitierung in die Wege geleitet hätte, zum Unheil für die Stadt und zur Enttäuschung jener, die für deren Ehre gekämpft haben. Ich glaube, er würde dort auf der Stelle Bundeskanzler werden. Aber hier überdauert alle Würde selbst ihre Verbindung mit den markiertesten Vertretern der Nachkriegssünde, und die Korruption ist so sehr ein geistiges Lebenselement geworden, daß sie sich als wirtschaftlicher Mißstand von selbst versteht. Nur der Protest dagegen ist ein Fall von Inkompatibilität mit den Landessitten, und man vermißt förmlich, als eine eingelebte Genrefigur wie den alten Drahrer, den Finanzminister, der heimlich Parteibanken subventioniert hat und öffentlich besoffen war. Sich über nichts zu wundern, ist der tägliche Ertrag aus dem Zeitungsgebrüll, das mit Mord und Verleumdung das Ohr erfüllt und morgen eine Lynchjustiz über jeden von uns aufrichten wird, wenn es Freibeutern beliebt, sich auf diese Art Beachtung zu sichern. So wollen es die Leser und es bleiben immer genug, die es noch nicht selbst getroffen hat. Sittliche Empörung ist ihnen, wenn's hoch kommt, Sensation wie die

Schande selbst. Ich glaube, daß hier aller doktrinäre Streit über Diktatur oder Demokratie im luftleeren Raum spielt, daß sich in dem der Realität hart die Charaktere stoßen, und daß der ganze Bereich unserer Öffentlichkeit, Handeln und Meinen, seit jener abgekrachten Glorie beherrscht wird von der Diktatur der Lumperei! Sie ist keinem Parlament verantwortlich, sie kann Krieg beginnen, wenn's ihr beliebt, denn sie lenkt alle Vorstellung durch das gedruckte Wort und führt das dunkle Wir im Schilde. Wohl dem, der eitel genug ist, ohne ihre Gunst zu leben, und vor dem: Wir sind wir, nein, dem hoffnungsloseren Mir san mir nichts zu retten hat als sein Ich!

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN

UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE

Broschiert Kč 50.—, Leinen Kč 60.—

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT

Broschiert Kč 44.—, Leinen Kč 54.—

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE

Broschiert Kč 35.—, Leinen Kč 45.—

PRO DOMO ET MUNDO

Broschiert Kč 24.—, Pappband Kč 30.—

NACHTS

Broschiert Kč 25.—, Leinen Kč 33.—

WORTE IN VERSEN I—VIII

Pappband je Kč 22.—, Leinen je Kč 25.—

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE

Kartoniert Kč 7.—

WOLKENKUCKUCKSHEIM

Phantastisches Versspiel

Broschiert Kč 20.—, Leinen Kč 28.—

TRAUMSTÜCK / TRAUMTHEATER

Pappband Kč 15.—, Leinen Kč 20.— Pappband Kč 15.—, Leinen Kč 20.—

LITERATUR, Magische Operette

Pappband Kč 12.—

DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT

Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog

Broschiert Kč 55.—, Leinen Kč 70.—

DIE CHINESISCHE MAUER / WELTGERICHT

sind vergriffen. — Neuauflagen in Vorbereitung.

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

Soeben erschienen:
Verlag Jahoda & Siegel
Wien—Leipzig

Mechtilde Lichnowsky
HALB & HALB

Broschiert Rm. 2.50 Kartoniert Rm. 4.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Vergessenen

Hundert deutsche Gedichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts

Ausgewählt von **Heinrich Fischer**

Paul Cassirer Verlag Berlin

Kleiner Konzerthausaal

Sonntag, den 9. Januar 1927, pünktlich 7 Uhr

Vortrag THEODOR HAECKER

über Sören Kierkegaard

Karten in der Buchhandlung Richard Lányi, Wien, I. Kärntnerstraße Nr. 44

Die Zusendung von Manuskripten, Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen, Theater-, Vortrags- und Konzertkarten etc. ist zwecklos und unerwünscht. Eine Prüfung von Manuskripten erfolgt in keinem Falle. Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös wie auch die eingesandten Porti einem wohltätigen Zweck zugeführt. Insbesondere werden die Herausgeber von Zeitschriften ersucht, deren Sendung zu unterlassen. Tausch-, Probe- und Rezensionsexemplare der Fackel oder der Bücher des Verlages der Fackel werden nicht abgegeben. Zuschriften, die das Abonnement oder die Expedition betreffen, sind an den Verlag und nicht an den Herausgeber zu richten.

Inhalt der vorigen achtfachen Nummer 735—742, Oktober 1926:
Inschriften / Kommentar / Glossen / Sparen! / Die Gefangenen /
Glossen / Aus dem Reich der Vernunft / Schiller hat alles
vorausgewußt / Notizen / Ein Friedmensch / Der Genannte /
Was Shakespeare dazu sagt / Korybantisches / Glossen /
Kippchen und Wippchen / Das goldene Zeitalter / Glossen /
Zeitgemäbes von Gottfried Keller

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3